

AGORA

22. Jahrgang - Ausgabe 1 - 2006

Magazin der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Fahrer mit Tönen auf Spur halten

Eichstätter Psychologen kooperieren mit dem weltweit größten Autozulieferer bei der Entwicklung von Systemen, die den Fahrer insbesondere mit akustischen Signalen vor kritischen Situationen warnen.

► S. 13

CHINAS WACHSTUM IM ZEITRAFFER

Die Visitenkarte der Regierung

Das politische Ritual der Regierungserklärung hat bei deutschen Kanzlern Tradition, doch die Umsetzung war jeweils zeitgemäß. Im Wandel der Reden spiegelt sich auch ein Wandel der Gesellschaft wider.

► S. 19

Fluss-Landschaften im Wandel

In einem der größten Auwald-Gebiete Europas soll aus Kultur- wieder Naturlandschaft werden. Neben Raum für Flora und Fauna entsteht so ein Schutz vor Hochwasser.

► S. 21

Klostermythen „Made in England“

Nach der Eroberung Englands durch die Normannen sollten nur noch Klöster mit langer Tradition bestehen bleiben. Erfindungsreiche Mönche griffen kurzerhand in die Geschichtsschreibung ein.

► S. 24

Die Kunst, noch Privatleben zu haben

Wie schaffen es Führungskräfte, trotz einer Vielzahl von Anforderungen und Aufgaben Abstand zum Job zu halten, der nicht nur für das Privatleben, sondern auch das Unternehmen wichtig ist?

► S. 27



TRANSNATIONALE SCHULPARTNERSCHAFTEN ALS IMPULSGEBER

Anzeige

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

Wieder legen wir Ihnen ein Heft vor, dessen thematische Breite Beispiele für die vielfältige und erfolgreiche Forschung und Lehre an unserer Universität bietet. Derzeit sind ja gerade die kleinen Universitäten aufgerufen, angesichts einer quantitativen Übermacht großer Hochschulen unter Beweis zu stellen, dass Qualität nicht unbedingt von Masse abhängt. Wir sind deshalb auch alle stolz darauf, dass wir unterdessen mehrfach im Elitenetzwerk Bayern integriert sind: Bereits seit 2004 ist die KU durch Professor Winfried Wehle (Lehrstuhl für Romanische Literaturwissenschaft) am Doktorandenkolleg „Textualität in der Vormoderne“ beteiligt. Unter Führung von Professor Michael F. Zimmermann (Lehrstuhl für Kunstgeschichte) startet voraussichtlich zum Wintersemester der Elitestudiengang „Historische Kunst- und Bilddiskurse“, an dem unter anderem auch die Universitäten Augsburg und München beteiligt sind. Zudem ist Professor Jürgen Hellbrück (Professur für Arbeits-, Umwelt- und Gesundheitspsychologie) neuer Mitveranstalter des an der LMU angesiedelten Elitestudiengangs „Neuro-Cognitive Psychology“. Einen Einblick in Professor Hellbrücks Forschung gibt er Ihnen selbst in seinem Artikel ab Seite 13.



Doch damit nicht genug – wir konnten auch strukturell einiges Neue schaffen, wie beispielsweise das Auen-Institut, das mit einer Stiftungsprofessur für Angewandte Physische Geographie verbunden ist, die seit kurzem Professor Bernd Cyffka wahrnimmt. Über das von ihm begleitete Großprojekt zur Auenrenaturierung zwischen Neuburg und Ingolstadt können Sie sich in dieser Agora-Ausgabe ab Seite 24 informieren. Außerdem unsere neue Forschungsstelle für Vergleichende Ordensgeschichte (vgl. S. 24), die mit Professor Gert Melville einen international erfahrenen und reputierten Leiter hat.

Derzeit stehen wir vor großen Herausforderungen, nämlich der Angleichung unserer Grundordnung an das im Juni in Kraft tretende neue Bayerische Hochschulgesetz, dann der Umwandlung unserer Studiengänge in die Bachelor-/Masterstruktur, wie sie Bologna fordert, und die Lehramtsstudiengänge auf die Bachelor- und Masterstrukturen hin kompatibel zu halten, da der Freistaat Bayern ja das Staatsexamen auf Weiteres beibehalten wird. Ich darf die Gelegenheit nutzen, um all den Kolleginnen und Kollegen sehr herzlich zu danken, die sich diesen Herausforderungen stellen und so leidenschaftlich engagieren.

Prof. Dr. Ruprecht Wimmer

NACHRICHTEN 5

LEHRE

Ein Plädoyer für die Praxis 10
Praxis sollte nicht nur auf bloße Umsetzbarkeit ausgerichtet sein

Musica Sacra im Seminar erleben 12
Einblicke in die Wechselbeziehung von Glaube und Musik

FORSCHUNG

Fahrer mit Tönen auf Spur halten 13
Psychologen beraten bei Fahrerinformationssystemen

TITELTHEMA
Chinas Wachstum im Zeitraffer 16
Über den strukturellen Wandel im Land des Drachen

Die Visitenkarte der Regierung 19
Ein Vergleich der Antrittsreden von Adenauer bis Merkel

Fluss-Landschaften im Wandel 21
Eines der größten Auwald-Gebiete Europas wird renaturiert

Klostermythen „Made in England“ 24
Erfindungsreiche Geschichtsfälschung in englischen Klöstern

Die Kunst, noch Privatleben zu haben 27
Wie gelingt es Führungskräften, Abstand zum Job zu wahren?

Europäische Schulprojekte als Impuls 30
Vergleichende Studie zu internationalen Schulpartnerschaften

BÜCHER & PERSONEN 32

AGORA ist das Magazin der KU und erscheint ein Mal pro Semester. Sie kann kostenlos bezogen werden.

Herausgeber
Der Präsident der Katholischen Universität,
Prof. Dr. Ruprecht Wimmer

Redaktion & Layout
Constantin Schulte Strathaus, Presse- und Öffentlichkeitsreferat der KU, 85071 Eichstätt,
Telefon 08421/93-1594 oder -1248,
Fax: 08421/93-1788
Mail: pressestelle@ku-eichstaett.de
Internet: www.ku-eichstaett.de

Druck
Druckhaus Kastner, Wolnzach, gedruckt auf Recyclingpapier
Auflage: 7.000

Mit Namen gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder.

Der Nachdruck von Beiträgen ist mit Quellenangabe gestattet. Belegexemplar erbeten.
ISSN 0177-9265

Leserbriefe
Leserbriefe sind willkommen. Die Redaktion behält sich vor, diese gekürzt zu veröffentlichen.

Studiengang im Elitenetzwerk Bayern unter Führung der KU

Im Rahmen des Elitenetzwerks Bayern wird unter Federführung der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt (KU) voraussichtlich zum kommenden Wintersemester ein neuer Elitestudiengang zum Thema „Historische Bild- und Kunstdiskurse“ starten. Die Leitung des Studiengangs übernimmt Prof. Dr. Michael F. Zimmermann, Lehrstuhl für Kunstgeschichte an der KU.

An dem Elitestudiengang, in dem bis zu 30 Studierende einen Masterabschluss erwerben können, werden neben der KU unter anderem die Universität Augsburg, die LMU München sowie die Bayerische Akademie der Wissenschaften beteiligt sein. Hinzu kommt ein umfangreiches internationales Netzwerk für Kunstgeschichte, das unter anderem Universitäten und Institute in Italien, Frankreich, Kanada und der Schweiz umfasst.

„Die Studierenden sollen zum einen Schlüsselqualifikationen zur Geschichte der Künste von der klassischen Archäologie bis zur jüngsten Kunst erhalten; zum anderen beziehen auf die Geschichte der Bildmedien bis hin zum gegenwärtigen Wirkungsgrad des Bildlichen auf Kultur

und Gesellschaft“, erklärte Professor Michael Zimmermann. Dabei soll jeder Kurs interdisziplinär angeboten werden, ein Team aus Dozenten verschiedener Fachrichtungen wird jeweils die Studierenden betreuen. „Neben der Qualifizierung auf wissenschaftlich hohem Niveau werden die Studierenden auch von den bestehenden internationalen Kontakten für ihre berufliche Perspektive profitieren“, sagt Zimmermann. Darauf sollen aber auch Studierende eines regulären Bachelor-Studiengangs bauen können, den Zimmermann derzeit an der KU konzipiert.

Bereits seit 2004 ist die KU mit Prof. Dr. Winfried Wehle (Lehrstuhl für Romanische Literaturwissenschaft I) im Elitenetzwerk Bayern am Doktorandenkolleg „Textualität in der Vormoderne“ beteiligt. Zudem wird Prof. Dr. Jürgen Hellbrück (Professur für Arbeits-, Umwelt- und Gesundheitspsychologie) ab kommendem Sommersemester im Elitenetzwerk Bayern als neuer Mitveranstalter am Studiengang „Neuro-Cognitive Psychology“ tätig sein. Sprecheruniversität des seit 2004 bestehenden englischsprachigen Masterstudiengangs ist die Lud-

wig-Maximilians-Universität München. Ein Forschungsschwerpunkt von Professor Hellbrück besteht in den psychologischen Aspekten von Akustik, insbesondere an der Schnittstelle von Mensch und Maschine. Er berät dabei unter anderem die Robert Bosch GmbH, weltweit größter Autozulieferer, bei der Entwicklung so genannter Fahrerinformations- und Fahrerassistenzsysteme. Im Rahmen des Elitestudiengangs soll der bereits bestehende Schwerpunkt „Neuro-kognitive Ergonomie“ mit Hellbrück um die Psychoakustikforschung erweitert werden. Im Sommersemester wird im Elitestudiengang ein übergreifendes Seminar zum Thema „Multimodale Integration“ angeboten werden. Darin werden sich die Studierenden damit beschäftigen, auf welche Weise visuelle, akustische und haptische (also ertastete) Reize gemeinsam kognitiv verarbeitet werden und wie diese multimodale Informationsverarbeitung in Mensch-Maschine-Systemen genutzt werden kann.

Weitere Informationen unter www.elitenetzwerk-bayern.de

Alterzbischof Dr. Karl Braun zum Ehrensenator ernannt

Im Rahmen des Dies Academicus würdigte die KU mit der Verleihung der Ehrensenatorwürde an den emeritierten Erzbischof von Bamberg, Dr. Karl Braun, dessen Verdienste um die Katholische Universität. Braun war von 1984 bis 1995 Bischof von Eichstätt und damit Magnus Cancellarius der KU sowie Vorsitzender des Stiftungsrates der Stiftung Katholische Universität Eichstätt.

„Freiheit wagen, das Nötige sagen und ein Widerpart gegen die Moden des Tages sein“ – das seien die Aufgaben der KU, so Braun in seinem Dankeswort. Die KU dürfe nicht aufhören, ihren Standort zu klären, der es ihr ermögliche, eine freies Ja und Nein zu sagen und in den Strudeln der Gezeiten Wegweisung zu geben. Aus dem unbestechlichen Blick auf das Ganze der Wahrheit heraus und auf dieses Ganze hin



SCHULTE STRATHAUS

könne die Universität Aufbauendes, Bestärkendes und Zukunftsweisendes vermitteln. In seiner Laudatio für Erzbischof Braun betonte Prof.

Dr. Ludwig Mödl (von 1992 bis 1996 Inhaber des Lehrstuhls für Spiritualität und Homiletik an der KU sowie von 1971 bis 1988 Regens des Eichstätter Priesterseminars) Brauns Einsatz für die Einrichtung der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät Ingolstadt, die 1989 gegründet wurde. Braun habe dazu wesentliches beigetragen und diese Leistung werde mit seinem Namen verbunden bleiben.

„Die Ökonomisierung aller Lebensbereiche, die sich damals schon abzeichnen begann, ließ es ange-raten sein, in einer Universität, die mit dem Prädikat ‚katholisch‘ ein genuines Interesse für Globalität kennen sollte, die ökonomischen Fragen zu erforschen und mit den Fragestellungen der Theologie und anderer geisteswissenschaftlicher Fakultäten zu konfrontieren“, sagte Mödl.

RÜCKBLICK

JUGENDBETBUCH AUF EMPFEHLUNGSLISTE DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ

Zum 17. Mal vergibt heuer die Deutsche Bischofskonferenz den Katholischen Kinder- und Jugendbuchpreis, der in diesem Jahr an den englischen Autor David Almond geht. Zusätzlich hat die Jury aus den über 270 eingereichten Büchern 14 Titel für eine Empfehlungsliste ausgewählt, darunter auch das im vergangenen Jahr erschienene „Jugendgebetbuch“, welches Professor Bernhard Sill (Moraltheologe und Prodekan der Fakultät für Religionspädagogik/Kirchliche Bildungsarbeit) und der Eichstätter Domvikar Reinhard Kürzinger herausgegeben haben. Mit selbstverfassten Gebeten, die durch Bilder des Fotografen Anselm Spring ergänzt werden, spiegeln darin Studierende der Religionspädagogik Lebenssituationen ihrer Altersgenossen wider.

PROFESSIONALISIERUNG DER LEHRE

Im Rahmen der Initiative „ProfilLehre Bayern“, an der alle bayerischen Universitäten beteiligt sind, haben seit Anfang 2004 alle Angestellten die Möglichkeit, systematisch und praxisorientiert hochschuldidaktische Kompetenzen zu erwerben. Inhaltlich und formal orientiert sich diese Weiterbildung an internationalen Standards und kann mit dem Zertifikat „Hochschullehre Bayern“ abgeschlossen werden. Dorothea Iglezakis (Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Angewandte Informatik) und Harald Schmidt (Mitarbeiter am Lehrstuhl für Politikwissenschaft III.) haben als erste ProfilLehre-Absolventen an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt (KU) ihre Zertifikate erhalten. Die modular aufgebaute Weiterbildung konzentriert sich auf Kompetenzbereiche, die unmittelbar das Tätigkeitsprofil von Hochschuldozenten betreffen: Lehr- und Lernkompetenz, Präsentation und Kommunikation, Evaluation, das Vorgehen bei schriftlichen und mündlichen Prüfungen sowie die Beratung von Studierenden. Nähere Informationen zum Eichstätter Kursangebot finden sich unter www.hochschullehre-bayern.de/zhw.

Hilfe für Erdbebenopfer in Pakistan



SCHULTE STRATHAUS

Unter dem Motto „Jeder Cent hilft“ sammelten 20 Studierende aus dem In- und Ausland an der KU Spenden für die Betroffenen des verheerenden Erdbebens, das Pakistan im vergangenen Oktober erschütterte. Eine Woche lang rüttelten sie in der Vorweihnachtszeit die Spendenbüchsen in Mensa, Cafeteria und sogar am Wochenende auf dem Eichstätter Markt, zudem

konnte auch in den Bibliotheken und der Studentenzentrale gespendet werden. Ihr Engagement hat sich gelohnt: Knapp 2000 Euro konnten die fleißigen Sammlerinnen und Sammler auf das Konto von Caritas International zugunsten der Helfer vor Ort überweisen. KU-Vizepräsident Prof. Dr. Stefan Schieren gratulierte den Studierenden im Namen der Hochschulleitung zu ihrem erfolgreichen Engagement.

Die gebürtige Taiwanerin Lina Chen, die im Fach Deutsch als Fremdsprache promoviert, hatte als Initiatorin der Aktion keine Schwierigkeiten, Kommilitonen für ihre Idee zu gewinnen, es kamen sogar Freiwillige von sich aus auf sie zu, um ihre Hilfe anzubieten. Auch im Rahmen ihrer Weihnachtsfeier spendeten die Angestellten der KU zugunsten der pakistanischen Erdbebenopfer. Der Erlös von 1300 Euro wurde der Weihnachtsaktion des Eichstätter Willibald-Gymnasiums zur Verfügung gestellt, die Dr. Reinhard Erös unterstützt. Erös leistet seit über 20 Jahren humanitäre Arbeit in Afghanistan und Pakistan.

Preise der Bickhoff-Stiftung als Starthilfe

Die Unterstützung bedürftiger Studenten und Nachwuchswissenschaftler der KU, aber auch die Förderung hervorragender Leistungen, sind seit 1983 wichtige Ziele der Maximilian-Bickhoff-Universitätsstiftung. Auch beim vergangenen Dies Academicus wurden wieder insgesamt 21 Absolventinnen und Absolventen, die in ihren Fächern mit besonderem Erfolg abgeschlossen haben, mit einem Preis der Bickhoff-Stiftung ausgezeichnet. Der Preis ist mit jeweils 1000 Euro dotiert. „Diese Auszeichnung soll für die Preisträger zugleich Ermutigung und Starthilfe für den Weg ins Berufsleben sein“, sagte Dr. Günter Schumann, Vorstandsvorsitzender der Bickhoff-Stiftung, die unter anderem jährlich mehrere Doktoranden mit Stipendien sowie zahlreiche Vorhaben der Universität – von der Publikation wissenschaftlicher Schriften

über Tagungen bis hin zu Auslands-exkursionen – unterstützt. Zudem ermöglichte die Stiftung die Einrichtung von drei juristischen Lehrstühlen an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät.



SCHULTE STRATHAUS

Studie zur Kinderbetreuung in der Region Eichstätt-Ingolstadt

Durch die Diskussion innerhalb der Regierungskoalition über die Familienförderung ist das Thema Kinderbetreuung wieder in eine breite Öffentlichkeit gerückt. Nach welchen Kriterien Kommunalpolitiker, Eltern und Erzieherinnen in der Region Eichstätt-Ingolstadt den Bedarf an Tagespflege für Kleinkinder bestimmen, das untersuchte eine Studie des Zentralinstituts für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG) bereits im vergangenen Jahr.

Unter dem Titel „Kleinkindbetreuung in der Region Eichstätt-Ingolstadt – Entwicklungsstand, Meinungen, Wertungen“ befragte das ZFG Eltern, Erzieherinnen und Kommunalpolitiker. Zwar ist die Studie nicht repräsentativ angelegt, jedoch zeigen die Wertungen der Befragten grundlegende Tendenzen auf: „Die Forderung nach einem flächendeckenden Angebot für Kin-

derbetreuung verfehlt ihr Ziel. Das Angebot kann nicht technokratisch von oben verordnet werden“, erklärte ZFG-Direktor Prof. Dr. Bernhard Sutor. Der Bedarf an Kleinkindbetreuung sei keine objektiv festliegende oder feststellbare Größe, sondern hänge von Prioritätsetzungen der Beteiligten und Betroffenen ab; die bloße Erhebung von Geburtenzahlen reiche nicht aus. „Vielmehr muss der Bedarf in Zusammenarbeit aller Beteiligten ermittelt werden“, so Sutor. Die Initiative dazu müsse von der kommunalen Politik ausgehen, die jedoch das Problem zum Teil noch nicht erkannt habe, keinen Bedarf aufkommen lassen wolle oder sich auf den jeweiligen Landkreis als Handelnden verlassen würde.

Dass der Bedarf regional unterschiedlich bewertet wird, zeigen die Ergebnisse der ZFG-Studie: Wäh-

rend in der Stadt mehr auf Betreuungseinrichtungen gesetzt wird, greift auf dem Land – wenn auch immer weniger – noch das familiäre Netzwerk. Das Angebot und die Qualität von Betreuungseinrichtungen für Kleinkinder werde in der Regel nicht über Ämter, sondern durch Mund-zu-Mund-Propaganda kommuniziert. Auch in diesem Bereich sei mehr Kooperation nötig. Grundsätzlich stellen die Autoren der Studie fest, dass eine Ausweitung externer Kinderbetreuung nur einer von mehreren Wegen sein könne, um Familienleben, Kindererziehung und Berufstätigkeit besser miteinander zu vereinbaren. „Einrichtungen zur Kinderbetreuung wurden ursprünglich als familienergänzend, nicht als familienersetzend bewertet. Ich weiß nicht, ob die bei der Politik so gesehen wird“, sagte Sutor.

Erster Master-Jahrgang „Soziale Arbeit in Europa“ am Ziel

Die ersten zehn Absolventen des berufsbegleitenden Masterstudiengangs „Soziale Arbeit in Europa“ an der Fakultät für Soziale Arbeit sind am Ziel. Im Rahmen einer Abschlussfeier im Festsaal der Eichstätter Sommerresidenz überreichte ihnen KU-Vizepräsident Prof. Dr. Stefan Schieren ihre Zeugnisse. Der Weiterbildungsstudiengang richtet sich an Hochschulabsolventen mit Berufserfahrung und soll sie für Stabs- und Führungspositionen in der Sozialen Arbeit befähigen. Doch auch für Interessenten, die bereits in leitender Position tätig sind, ist der Studiengang attraktiv: Zu den ersten Absolventen gehören beispielsweise der stellvertretende Geschäftsführer des Kolping Bildungswerkes der Diözese Augsburg, der Leiter der kommunalen Jugendarbeit im österreichischen Sankt Pölten oder ein Professor für Soziale Arbeit der dortigen Fachhochschule.

Eine große Herausforderung für die Studierenden bestand seit dem Studienbeginn im Oktober 2003 dabei im Spagat zwischen Beruf und Universität: „Ein berufsbegleitender Studiengang ist immer in das per-

sönliche Umfeld eingebunden, die nötigen Freiräume müssen den aktuellen Lebensumständen immer wieder neu abgerungen werden“, sagte Prof. Dr. Ulrich Bartosch, Dekan der Fakultät für Soziale Arbeit. Er bedankte sich bei den ersten Absolventen, die mit diesem Master Neuland betreten und Durchhaltewillen auf dieser „Expedition“ bewiesen hätten, ebenso wie die Dozenten und Prof. Dr. Peter Erath, der den Masterstudiengang federführend betreut.

Der Masterstudiengang Soziale Arbeit in Europa reagiert mit seiner Konzeption auf die verstärkte europäische Orientierung von Verbänden und Non-Profit-Organisationen der Sozialen Arbeit. Dafür bestehen Kooperationen mit Universitäten in sechs EU-Ländern. „Mit ihrem Abschluss haben Sie das Rüstzeug erhalten, um Soziale Arbeit in einem zunehmend europäischen Rahmen zu gestalten und zu leiten“, sagte Professor Brian Littlechild (Faculty of Health and Human Sciences, University of Hertfordshire) als ein Dozent des Studiengangs in seiner Festrede. Der Masterstudiengang ist



einer der wenigen Fachhochschul-Master, der den Zugang zum höheren Öffentlichen Dienst eröffnet. Damit stehen die Absolventen auf einer Ebene mit denen aus universitären Studiengängen. Als einer der ersten Studiengänge der KU hat der Master im vergangenen Jahr eine Akkreditierung erhalten.

Weiter Informationen unter
www.ku-eichstaett.de/fakultaeten/SWF/master

Prävention und Reaktion – Krisenmanagement im Tourismus

Nicht erst reagieren, wenn eine Krise eintritt, sondern sich schon im Vorfeld damit auseinandersetzen – so könnte das Resümee zum Workshop „Krisenmanagement im Tourismus“ lauten, den der Stiftungslehrstuhl für Tourismus veranstaltete. „In Destinationen, für die der Tourismus eine große wirtschaftliche Bedeutung hat, wird schon lange strategisch voraus gedacht bezüglich des Umgangs mit Krisen“, sagte Dr. Dirk Glaeßer von der Welttourismusorganisation der Vereinten Nationen. Während Reiseveranstalter früher das Wort Krise erst gar nicht in den Mund genommen hätten, werde aktives Krisenmanagement verstärkt als Wettbewerbsfaktor wahrgenommen, um Kunden Sicherheit zu vermitteln.

Dass jedoch regionale Tourismusmanager präventives Krisenmanagement als eher zweitrangig betrachten,

belegte Prof. Dr. Harald Pechlaner als Initiator des Workshops mit den Ergebnissen einer Studie, die vom Lehrstuhl in alpinen Urlaubsregionen Deutschlands, Österreichs und Südtirols durchgeführt wurde. Demnach herrsche reaktives Krisenmanagement vor, auch weil sich die Wahrnehmung auf große Unglücksfälle wie die Katastrophen von Galtür oder Kaprun beschränke. „Zudem schätzen viele Tourismusmanager den nachfolgenden Schaden durch Imageverlust oder gar Rückgang der Buchungen als vergleichsweise gering bzw. kurzfristig ein“, erläuterte Pechlaner. Lediglich 15 Prozent der Befragten dokumentierten Schadensfälle, um daraus zu lernen.

Deutlich wurde ein Dilemma der Tourismusbranche, die ein sehr emotionsgeladenes Produkt verkauft, beim Umgang mit Gefahren, die nicht absehbar sind. Kein Tourismus-

manager würde Gäste von sich aus darauf hinweisen wollen, dass sie einer Region Urlaub machen, die zu einem unbestimmten Zeitpunkt von einer Katastrophe betroffen sein könnte. „Jedoch muss man sich im Vorfeld Gedanken dazu machen, wie im Fall einer Krise professionell zu agieren ist“, sagte Professor Pechlaner. Einblick in praktische Krisenarbeit gab Polizeihauptkommissar Gerhard Häußler von der „Gemeinsamen Auskunftsstelle für Angehörige von Opfern schwerer Schadenslagen“ am Münchner Flughafen, die seit 1995 als zentrale Anlaufstelle bei Unglücken mit bayerischen Betroffenen fungiert. Bruni Irber schließlich beschrieb als stellvertretende Vorsitzende des Bundestagsausschusses für Tourismus die Arbeit ihres Gremiums und betonte ebenfalls den präventiven Aspekt des Krisenmanagements.

Fußball-WM 2006 – (k)ein Kick für die Medienbranche?



Kann ein einzelnes Großereignis wie die diesjährige Fußball-WM als Initialzündung für die angeschlagene Medienbranche dienen? Mit dieser Frage befasste sich das 6. Ingolstädter Medienforum an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, das der Lehrstuhl für Organisation und Personal (Prof. Dr. Max Ringlstetter) veranstaltete.

Neben zahlreichen Referenten aus Wissenschaft und Wirtschaft diskutierten Matthias Immel (Vize President Consumer Marketing bei FIFA-Worldcup-Sponsor T-Mobile), Klaus Peter Lutz (Geschäftsführer

des Süddeutschen Verlages), Peter Pfeiffer (Vize President bei A.T. Kearney) und Prof. Dr. Max Ringlstetter über die Chancen und Risiken im Spannungsfeld von Sport, Medien und Wirtschaft. „Keiner der Sponsoren hofft darauf, dass sich die Investition unmittelbar rentieren wird. Vielmehr ist die Konstanz wichtig, um auf die ‚Festplatte‘ des Konsumenten zu kommen“, erklärte Peter Pfeiffer.

Dass die mit der Vergabe von Sponsoring-Rechten verbundenen Regularien mehr als nur kuriose Stilblüten hervorbringen, beschrieben sowohl Immel als auch Lutz. „Das Event Fußball-WM befindet sich in einer Strangulierungsphase. Es ist absurd, wenn die Mannschaftsbusse erkennbar von MAN sind, doch das Logo überklebt werden muss, weil Hyundai WM-Sponsor ist“, sagte Lutz. Wenn man im Internet keine Eintrittskarte kaufen könne, weil

man keine MasterCard besitze, könne das nicht angehen, ergänzte Immel. Zu viele negative Regularien könnten sich auch negativ auf die Sponsoren auswirken.

Zwar hofften die Referenten auf eine positive Wirkung der WM für die Gesamtwirtschaft im Allgemeinen. Speziell für die Medienbranche jedoch erwarteten die Experten nicht mehr als einen kleinen Anstoß: „Die WM wird uns zwar im Einzelverkauf helfen. Jedoch erwarten wir keinen Super-Kick, weil ungewiss ist, ob Marketing-Budgets nur umgewidmet oder doch erhöht wurden“, erklärte Verlags-Geschäftsführer Klaus Peter Lutz.

Auch für die elektronischen Medien prognostizierte Peter Pfeiffer kein nennenswertes Wachstum: „Die Senderechte werden mehr kosten als die Übertragungen an Einnahmen bringen. Private Sender werden vielleicht mit einer schwarzen Null abschließen, weil sie vergleichsweise mehr Werbung platzieren können. Einen nennenswerten Effekt auf den Umsatz der Medienbranche wird es jedoch nicht geben.“

8. Runde der Bayerischen Eliteakademie

Im März hat der achte Jahrgang der Bayerischen Eliteakademie (BEA) seine zweijährige studienbegleitende Ausbildung aufgenommen. Von 220 Bewerbern wurden 31 Studierende ausgewählt, zu denen auch Andrea Ziegler gehört, die an der KU Betriebswirtschaftslehre studiert. Die BEA will herausragende Studenten zur Leistungs- und Verantwortungsbereitschaft auf hohem Niveau führen. Die Akademie wird ausschließlich von der bayerischen Wirtschaft über Stifterfirmen und Spenden finanziert. Voraussetzung für eine Bewerbung ist die Immatrikulation an einer bayerischen Hochschule (unabhängig von der Fachrichtung) sowie ein beständenes Vordiplom, Zwischenprüfung oder Bachelor. Neben fachlichen Leistungen wird Wert gelegt auf gesellschaftliches bzw. ehrenamtliches Engagement, fachübergreifendes Interesse, interkulturelle Erfahrung sowie fremdsprachliche Kompetenz. Schwerpunkte der Ausbildung liegen in den

Themenfelder Ethik und Verantwortung, interdisziplinäres Denken und Handeln, interkulturelle und Medienkompetenz, Globalisierung, Internationalisierung und Märkte, Unternehmensstrukturen, Persönlichkeitsbildung und Menschenführung. Im Rahmen von Kaminabenden diskutieren die Studierenden auch aktuelle Themen aus Wirtschaft, Politik und Gesellschaft mit führenden Persönlichkeiten. Die Kosten für die Teilnahme an der Akademie betragen 650 Euro pro Semester, die Gebühr kann ganz oder teilweise in ein zinsloses Darlehen umgewandelt werden.

Wer sich für eine Teilnahme am Programm der Bayerischen Eliteakademie interessiert, kann sich zum einen an Privatdozent Dr. Frank Zschaler (neuer Vertrauensdozent der BEA am Standort Eichstätt) sowie an Prof. Dr. Max Ringlstetter an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät Ingolstadt wenden.

Weitere Informationen unter www.eliteakademie.de

Neues Forschungsnetzwerk des ZIMOS

Mit einem neu gegründeten internationalen Netzwerk will das Zentralinstitut für Mittel- und Osteuropastudien (ZIMOS) die vergleichende Erforschung von Bolschewismus und Nationalsozialismus vorantreiben. Auch nach Jahrzehnten intensiver Forschungsarbeit ist nicht eindeutig zu klären, warum ausgerechnet in Russland und Deutschland zivilisationsfeindliche Strömungen ihre radikalste Ausprägung fanden und warum der Widerstand in beiden Kulturnationen so zaghaft und ineffektiv war. „Erst seit dem Zusammenbruch der kommunistischen Regime im europäischen Osten ist eine vergleichende Analyse beider totalitären Regime auf einer ähnlich breiten dokumentarischen Basis möglich“, erklärt Prof. Dr. Leonid Luks, stellvertretender Direktor des ZIMOS.

Eine Hürde dabei sei, dass sich Faschismus- und Kommunismusforschung seit Beginn der 1960er-Jahre weitgehend unabhängig voneinander entwickelt hätten. Eine vergleichende Analyse totalitärer Regime rechter

und linker Prägung auf breiter dokumentarischer Basis könne jedoch dazu beitragen, das Wesen dieser Phänomene gründlicher zu verstehen.

Diesem Anliegen widmet sich das neue internationale Forschungsnetzwerk, an dem bislang neben Historikern der KU und des Münchner Instituts für Zeitgeschichte unter anderem auch Wissenschaftler aus Russland und Litauen beteiligt sind. Derzeit werden zehn Forschungsprojekte im Online-Auftritt des Netzwerks vorgestellt, das offen für weitere Forschungsvorhaben ist. Nicht nur die Analyse der modernen totalitären Diktaturen, sondern auch die Einrichtung einer internationalen Diskussionsplattform für Experten und Interessierte ist Ziel des mehrsprachigen (deutsch, englisch, russisch) Netzwerks. Regelmäßige Tagungen, Workshops und Lehrveranstaltungen sollen zusätzlich einen kontinuierlichen Meinungsaustausch ermöglichen.

www.ku-eichstaett.de/Forschungseinr/ZIMOS/

AUSBLICK

GOLFEN UND GUTES TUN

Das bundesweit erste Benefiz-Golfturnier für Universitätsmannschaften veranstalten rund 20 Studierende der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät Ingolstadt in Eigeninitiative am 12. und 13. Mai 2006. Austragungsort ist der Platz des Wittelsbacher Golfclubs Rohrenfeld-Neuburg. Bis zu 120 Studierende und Doktoranden aller Fachrichtungen aus In- und Ausland können sich dabei in einem Lochwettspiel messen. Der Erlös kommt dem bundesweit tätigen Verein „Herzenswünsche“ zugute, der schwer kranken Kindern und Jugendlichen lang ersehnte Träume erfüllt: www.students-matchplay.com

KULTUR IM GESPRÄCH

„Kultur im Gespräch“ lautet der Titel einer Veranstaltung mit dem renommierten Kulturhistoriker Hermann Glaser am 10. Mai in Eichstätt. Glaser, Publizist und Professor aus Nürnberg, stellt sich an diesem Abend den Fragen des Ingolstädter Journalisten Michael Heberling. Nicht durch den gängigen Vortrag mit anschließender Diskussion, sondern im Interview-Gespräch sollen kulturell Interessierte wie kulturell Engagierte Auskunft über die gegenwärtige Situation von Kunst und Kultur erhalten. Initiator des Gesprächs ist das KulturForum Eichstätt, das dafür mit der Pädagogisch-Philosophischen Fakultät der KU, dem Eichstätter Lions-Club und dem Diözesanbauamt zusammenarbeitet. Die Veranstaltung beginnt um 20 Uhr im Foyer des Alten Stadttheaters Eichstätt.

VERANSTALTUNGSKALENDER

Alle öffentlichen Veranstaltungen der KU sowie Tagungen finden sich im laufend aktualisierten Veranstaltungskalender im Internet unter www.ku-eichstaett.de.



Ein Plädoyer für die Praxis

Während in der antiken Werteordnung der Primat der Theorie galt, wird heute der Schwerpunkt auf die Praxis gelegt. Doch Praxis sollte nicht nur auf bloße Umsetzbarkeit ausgerichtet sein.

► Von Beate Klepper

Regelmäßig zu Semesterbeginn überschlagen sich die großen Publikationsmedien in Deutschland mit Tipps für Studienwahl, Empfehlungen von Studienorten und Hochschulrankings. So unterschiedlich die einzelnen Aufstellun-

gestatteter Einstieg in große Wirtschaftsbetriebe gibt zudem die Möglichkeit, die jüngeren Mitarbeiter so zu formen, wie es der jeweiligen Firmenphilosophie entspricht.

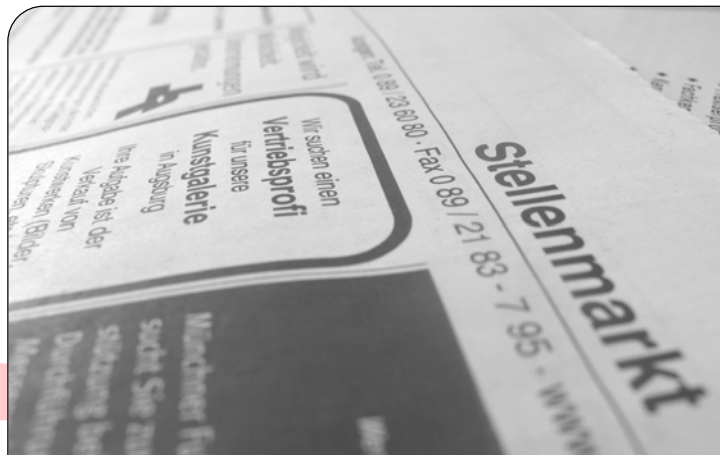
Die Vielfalt unterschiedlichster Zielsetzungen und Intentionen indizieren die Notwendigkeit reflektierter Klärung. Wenn ich Studierende

nicht den Brunnen auf seinem Weg und fiel prompt hinein. Eine thrakische Magd, ungebildet und nicht vertraut mit den hehren Gedankengängen des Philosophen, sah dies und brach in lautes Lachen aus. Wir möchten vermuten, dass sie dem klugen Mann in seiner Misere eine hilfreiche Hand entgegenstreckte.

Das Ungeschick des klugen Mannes hat seither unzählige Generationen von Schülern und Studenten zu eben diesem Lachen verleitet. Auch uns mag es heute nicht fremd sein. Es indiziert die Kluft von hehren Ideen und konkreter Alltagswirklichkeit, von geistigen Höhenflügen und irdischen Bedingtheiten. Das Lachen der thrakischen Magd, von der wir sonst sicher nie etwas erfahren hätten, steht seither wie ein Zeichen des Unverständnisses zwischen Theorie und Praxis. In ernsterem Gewand taucht das gleiche Problem als Differenzzeichen im mittelalterlichen Denken auf.

Die antike Denkstruktur fortsetzend unterschieden scholastische Theologen deutlich zwischen der *vita contemplativa* und der *vita activa*, wobei selbstredend die *vita contemplativa* als höherstehend galt. Neuzeitliche Fortschritte von Naturwissenschaft und Technik wandelte den Begriff Praxis noch weiter hin zu einem technischen Verständnis, das sich auf die Bereiche des Herstellens und Machens, der klassischen *Poiesis* also, beschränkt. Soll es nicht bei einem diffusen Begriffswirrwarr bleiben, ist eine Reflexion und Klärung des Praxisverständnisses dringend angezeigt.

Aristoteles hat Praxis als „Selbstverständigung des Menschen“ begriffen, die zwischen der theoretischen Schau des Unvergänglichen und dem rein herstellenden, technischen Machen, der *Poiesis* oder *Techné*, steht. Diese Selbstverständigung galt zunächst dem Menschen als *zoon politikon*, als gesellschaftlich-politischem Wesen. Sie gilt gleichermaßen auch dem Verstehen des Menschen selber im Sinne einer Selbstvergewisserung und Reflexion des eigenen Lebens und Wirkens. Es ist zum dritten vor-



SCHULTE STRATHAUS

Spätestens bei der Stellensuche offenbart sich eine mögliche Kluft zwischen erworbenen und im Berufsalltag erwarteten Fähigkeiten.

gen auch aussehen, so sind sie sich doch einig in der Bedeutung von Praktika. Sie gehören denn auch zu den Top Ten der Auswahlkriterien, die auch durch den allseits diskutierten Bolognaprozess eindeutig gefordert werden. Die neuen Studiengänge sollen mehr auf die künftige Berufswirklichkeit zugeschnitten sein und müssen daher eine gründliche Kenntnis dieser Wirklichkeit vermitteln.

Zugleich erheben sich sowohl Bedenken ob einer Vernachlässigung theoretischer Grundlagen als auch begeisterte Zustimmung von Betrieben, für die gering oder gar nicht bezahlte Praktika willkommene Selektionsmittel für künftige Mitarbeiter/innen werden. Ein möglichst früher, nur mit Grundkenntnissen

nach ihrem Praxis-Theorie-Verständnis befrage, erhalte ich häufig die Antwort, Praxis sei interessant, Theorie jedoch langweilig. Die Redewendung vom „Praxischock“ scheint diese Aussage auch empirisch zu bestätigen. Auf jeden Fall scheint es eine als problematisch empfundene Kluft zwischen beiden zu geben. Eine anschauliche Anekdote aus der Antike illustriert humorvoll das Problem von Theorie und Praxis. Eines abends ging der Philosoph Thales über Land und schaute fasziniert in die Sterne. Er beschäftigte sich nach antikem Verständnis mit Gedanken und Gegenständen, die zur Schau und der Erkenntnis des Göttlichen selber hinführen konnten, der Theoria. Dieser edelsten aller griechischen Tätigkeiten folgend beachtete Thales

nehmlich mitmenschliches Handeln das sich sowohl im öffentlichen Leben bewährt als auch in der privaten Lebensgestaltung. Kriterium praktischen Handelns ist immer der Mensch selber. Er hat Rechenschaft zu geben über sein Tun, sich selber, den Gesetzen der Gesellschaft, dem eigenen Gewissen. Praxis ruft damit den Menschen in die Verantwortung und erweist sich gerade dadurch als Signum einer Würde, die den Menschen über Willkür und Zufall erhebt.

Der Arzt, der heute den Kranken heilt, tut gut in dieser seiner Praxis, auch wenn er den Kranken nicht vor dem Tod bewahren kann. Der Richter, der einen Unschuldigen freispricht, tut gut daran, ohne zu wissen ob jener nicht am nächsten Tag einen Raub begeht. „Wer einem anderen auch nur einen Becher Wasser gibt...“ dessen Tat birgt einen das Ergebnis der Handlung übersteigenden Wert. Eindimensionale, ausschließlich am Ergebnis der Handlung orientierte Evaluationen sind daher ungeeignete Instrumente einer gültigen Beurteilung praktischen Handelns. Praxis als menschlichem Lebensvollzug geht es eben nicht vorrangig um den Beweis eines objektiven Erfolges, sondern um den Aufweis nachvollziehbarer Rechtfertigung. Der Wert der „praktischen“ Handlung liegt in ihr selbst, die Begründung im Handelnden. Damit unterscheidet sich Praxis von Poieses, der es allein um vorzeigbare Produktion oder technisches Machen geht.

Das christlich-abendländische Denken räumt der Praxis – im Unterschied zur griechischen Antike – sogar den Vorrang vor der Theoria ein. Der christlichen Werteordnung geht es gerade nicht um eine weltabgewandte, die konkreten Bedingtheiten und Alltäglichkeiten verachtende Schau eines wie auch immer gedachten Göttlichen. Dem christlichen Denken und Handeln geht es um die Hinwendung zum Nächsten in seinen ganz irdischen und realen Nöten. Die neutestamentliche Botschaft geht sogar so weit, dass sich der Repräsentant dieser Vollendung, Christus, mit den Geringsten gleichsetzt und damit als Empfänger mitmenschlicher Praxis auch deren Inhalt und Essenz dem

Bereich Gottes selber zuweist. (S. Mt. 25, 41 ff). Damit ist die Trennung von Theoria und Praxis in der Person Christi mit unüberbietbarer Radikalität überwunden und die alte Ordnung auf den Kopf, beziehungsweise die Füße gestellt. Die Identifizierung gerade mit den Geringsten birgt einen Sprengstoff, der sowohl theoretische Reflexion wie prinzipientreues Denken in eine neue Ordnung katapultiert und ein neues Paradigma schafft. Hierin liegt tatsächlich der Beginn zu einem neuen und geschichtsmächtigen Selbstverständnis des Menschen, der als Person unverlierbare Würde besitzt. Die antike Werteordnung mit ihrem Primat von Theorie ist damit umgekehrt und Praxis ist zum heilsentscheidenden Kriterium avanciert. In dieser Tiefe übersteigt der Praxisbegriff philanthropische Begrenzungen auf Brauchbarkeit ebenso wie aufklärerische Verkürzung auf pure Nützlichkeit, neuzeitliche Verengung auf Produktivität sowie existentialistisch oder postmodern sich gebärdende Beliebigkeit. Praxis bezieht den wesentlichen Bedeutungsgehalt zum einen aus der griechischen Antike und dem christlichen Paradigma und kennzeichnet das Handeln des Menschen als begründeten und verantworteten Lebensvollzug.

Was bedeuten diese Überlegungen nun für die mitunter heftigen Auseinandersetzungen heutiger Hochschulpolitik und den vielfältigen Diskussionen um Bachelor- und Masterabschlüsse? Konkret gefragt: Sollen praktische Studiensemester im Studiengang absolviert werden? Sollten diese in Verantwortung der Hochschule bleiben oder an künftige Arbeitgeber delegiert werden? Manche Diskussionen gehen gar so weit, praktische Studiensemester ganz zu streichen um die Studiendauer zu verkürzen und vermeintliche Einspar-effekte zu erzielen. Kann das wirklich eine sinnvolle Alternative sein? Nach den obigen Ausführungen ist un-schwer zu erkennen, dass in Studiengängen, die menschliches Leben und Handeln analysieren, reflektieren, gestalten und entwerfen, Praxis unabdingbar zum Studienverlauf gehören muss. Theorie bewährt sich in der Praxis, erfährt von dort her Korrektur, wird zu weiterem Nach- wie Vor-

denken animiert. Dass Praxis und Praktika gleichwohl nicht auf billige Rezepturen oder schlichte „Umsetzbarkeit“ ausgerichtet sein kann, verbietet sich aus ihrem oben skizzierten eigenen Selbstverständnis. Von daher scheint es weiterhin nötig, Praktika in der Verantwortung der Hochschulen zu lassen und nicht vorschnell diese an potenzielle Arbeitgeber zu delegieren. Freilich ist ohne Kooperation eine sinnvolle Gestaltung nahe an der Berufswirklichkeit nicht möglich.

Das bisherige Hochschulrecht hat hier weise unterschieden, indem es Inhalte und Prüfungen sowie Ausbildungsverträge und Begleitung an die Hochschule band, den Praxisstellen einen Rahmen für konkrete Verantwortung und begleiteten Freiraum ermöglichte.

Wesentlich ist hierfür – sowie auch für das kompetente Gestalten kooperativer Partnerschaften mit externen Instanzen – eine in der Hochschule verortete und dem akademischen Niveau gerechtwerdende Praxisbegleitung. Sie muss vertraut sein mit wissenschaftlichen Denken wie auch der konkreten beruflichen Wirklichkeit und überdies pädagogische Eignung besitzen, um den Studierenden auf diesem oft mühevollen Weg in die Selbst- und Profiwerdung kompetent zur Seite stehen zu können. Sie verbindet theoretische Distanz und Praxisnähe und steht somit unter hohen Anforderungen. Praxisbegleitung gehört damit zu den Kernaufgaben von Fakultäten, einvernehmlich mit dem akademischen Lehr- und Vorlesungsbetrieb

P Praxis ist somit ein Markenzeichen von Studiengängen und Hochschulen, die dem Humanum den Vorrang geben vor dem Neutrum, dem Subjekt vor dem Objekt, der Souveränität der Person vor der Funktionalität einer Rolle. Praxis als ständige Herausforderung steht damit den Hochschulen gut an. Sie ist geeignet, einer Universität, schon gar einer, die sich dem christlichen und katholischen Denken verpflichtet fühlt, ein deutliches Profil zu verleihen. Gerade die derzeitigen Umstrukturierungen sind hierfür eine gute Gelegenheit, auf dass sich das törichte Lachen der thrakischen Magd in das weise Lächeln der Alma Mater wandle.



MUSEI VATICANI

Musica Sacra im Seminar erleben

Die Wechselbeziehung von Glaube und Musik ist fester Bestandteil der abendländischen Kultur. An der Theologischen Fakultät erhalten Studierende Einblicke in das breite Spektrum von Musica Sacra.

► **Von Christiane Gaspar und Erwin Möde**

Die Frage nach dem Katholischen unserer Universität lädt zwar zur breiten Grundsatzdiskussion ein, lässt sich aber wohl eher im konkret-praktischen Vollzug gestalterisch so angehen, dass es zu nachvollziehbaren Ergebnissen kommt. Gemäß diesen Prämissen wurde am Lehrstuhl für Christliche Spiritualität bzw. von der Theologischen Fakultät ein Lehrauftrag für Musica Sacra etabliert. Seit drei Semestern wird er von der Musikwissenschaftlerin Dr. Christiane Gaspar (München) kontinuierlich übernommen, so dass den Studierenden eine gut gegliederte, perspektivenreiche Einführung in Geistliche Musik angeboten wird. Zugleich eröffnen sich damit für Fach, Lehrstuhl und Studierende unerwartete Verbindungen bis hin zu internationalen Konferenz- und Konzertangeboten.

Profilbildung gelingt wohl am nachhaltigsten als konsensuelles Geschehen, als vielfach gestalterische Akzentsetzung möglichst aller Prozessbeteiligten. Als ein Mosaikstein bietet sich Musica Sacra an, denn das Musische und das Katholische gehören in ihrem Wechselbezug als spirituelle Gestaltungskräfte zur europäisch-abendländischen Geschichte, zu ihrer geformten und formbaren Identität. Spätestens hier ist zu umreißen, was genauerhin unter Musica Sacra zu

verstehen ist und wie am Lehrstuhl für Christliche Spiritualität der Zugang zu dieser Kunst den Interessenten potenziell aller Fakultäten vermittelt wird. Gilt es doch den (Block-)Kursteilnehmern zunächst Einführung und sensible Grundkenntnisse über die emotionale Kraft einer geistlichen Musik zu vermitteln, die seit den Anfängen des christlichen Abendlandes eine maßgebliche Säule der liturgischen Feier und des Gotteslobs ist. Doch Musica Sacra ist nicht gleich zu setzen mit Kirchenmusik! Musica Sacra beinhaltet nicht nur die Musiksprache, deren Ort seit Jahrhunderten die Kirche bzw. Liturgie ist, z.B. mit musikalisch zelebrierten Messkompositionen oder Stundengebeten. Musica Sacra ist jegliche Musik, deren Entstehung mit spirituellen Vorgaben inhaltsreich verknüpft ist.

So gehören zum Themenfeld der Musica Sacra die reichhaltige Geschichte der Oratorien, die mittelalterlichen Mysterienspiele und Opernkompositionen mit geistlich-biblischem Inhalt wie etwa die Moses-Opern von Schönberg und Rossini. Seit dem 19. Jahrhundert wandert Geistliche Musik zusehends aus dem Kirchenraum in den Konzertsaal. Bedeutende Kompositionen spirituellen Inhalts begegnen dem Konzertbesucher sodann in den Formen der klassischen Instrumentalmusik mit Symphonien wie Gustav Mahlers „8.“

und Anton Bruckners „9.“ oder Igor Strawinskis Psalmen-Symphonien. Chorwerke wie viele Psalmvertonungen sprengen in ihrer Ausdehnung und Besetzung die Realisierung im Gottesdienst und beheimaten sich im Konzertsaal. Sind diese Tendenzen weg von Kirche, dem Kirchenraum und Liturgie unumkehrbar? Bahnen sich vielleicht neue Wege der Verbindung an von Musica Sacra mit Kirche, Ökumene und interreligiösem Dialog heute? Lassen sich zunächst experimentell neue Formen komponieren des kreativen Zueinander von Musik, Spiritualität und Religionen?

Musica Sacra an der KU, ist ein tiefgründiges und spannendes „Fach“; ein Mosaikstein der Profilbildung durch lebendige Lehre: Sie verschafft systematische Einsicht und Einführung in die Epochen geistlicher Musik vom Mittelalter mit dem Gregorianischen Choral (und seinen Äquivalenten im Christlichen Orient) bis in die Moderne mit Benjamin Brittens „War Requiem“ oder Sofia Gubaidulinas spirituellen Instrumentalkompositionen. Sie führt beispielgestützt ein in die wichtigen Gattungen der Psalmen-, Requiems- und Gebetsvertonungen, in die dramatisierende Musikszenierung der biblischen Protagonisten (wie „Christus am Ölberg“ von Ludwig van Beethoven; „Der Messias“ von Georg Friedrich Händel) und in den kirchlichen Jahreskreis.

Wenn das Studium an der KU über Wissenserwerb und Berufsaufqualifizierung hinaus die Studierenden in eine vertiefte Beziehung zu (Kultur-)Leben und Religion bringen soll, dann kann Musica Sacra dazu verhelfen, dessen spirituelles „Profil“ zu erschließen.

Fahrer mit Tönen auf Spur halten

Bei Tempo 100 bleibt nur wenig Zeit, um in kritischen Situationen richtig zu reagieren. Die Firma Bosch kooperiert mit Eichstätter Psychologen bei der Entwicklung von Fahrerinformationssystemen, die insbesondere den akustischen Sinneskanal für Warnsignale nutzen.

Aufgrund von Sicherheitsgurt und Airbag, ABS und ESP und anderer technischer Innovationen und Verbesserungen im Verkehrswesen hat sich die Sicherheit beim Autofahren erheblich erhöht. Die Zahl der Verkehrstoten ist seit 1970 stark rückläufig. Während damals noch über 20.000 Menschen auf Deutschlands Straßen starben, waren es 2005 „nur“ noch etwa 5500 Menschen. Insgesamt wurden 2005 etwa 2,25 Millionen Unfälle registriert, davon 336.000 Kollisionen. Dennoch: Mit 15 Toten und ca. 1200 Verletzten pro Tag zählt das Autofahren zu den gefährlichsten Tätigkeiten. An der Sicherheit und am Komfort beim Autofahren muss weiterhin gearbeitet werden. Dazu tragen auch ganz wesentlich Zeichen und Signale bei, die über Fahr-

zeugzustände informieren und vor kritischen Situationen warnen. Solche Signale müssen sorgfältig entwickelt, gezielt und dosiert eingesetzt werden. Das Problem dabei ist: Die Vielzahl an Fahrzeugfunktionen und die Zunahme an technischen Möglichkeiten bei der Entwicklung von Sensoren könnte im Fahrzeug eine Flut von Informationen zur Folge haben, die die kognitive Informationsverarbeitungskapazität eines Fahrer überfordern und damit selbst eine Gefahrenquelle darstellen könnten.

Die Robert Bosch GmbH, der weltweit größte Automobilzulieferer, hat seit vielen Jahren einen Kooperationsvertrag mit der KU, in dessen Rahmen die Arbeitsgruppe des Psychoakustikers Professor Jürgen Hellbrück Forschungen im Zusam-

menhang mit der Gestaltung von Produktgeräuschen (Sound Design) durchführt. In den letzten Jahren hat sich der Schwerpunkt verlagert auf Fragen der Gestaltung von akustischen Informationen im Fahrzeug. Im Jahr 2005 hielt sich Professor Hellbrück für sechs Monate zu einem Forschungsaufenthalt im Akustiklabor des Zentralbereiches Forschung und Voraentwicklung und im Bereich Voraentwicklung Fahrerassistenzsysteme bei der Robert Bosch GmbH auf.

Seit einigen Jahren werden zunehmend so genannte Fahrerassistenzsysteme (FAS) erprobt und zum Teil bereits in der Praxis eingesetzt. Dabei handelt es sich um technische Systeme, die den Fahrer unterstützen sollen, indem sie auf der Basis von Sensoren (beispielsweise mittels Radar-, Ultraschall- oder Videosystemen) Objekte auf der Straße auch bei schlechten Sichtverhältnissen wie Nebel, starkem Regen oder Dunkelheit detektieren und Abstände zu vorausfahrenden Fahrzeugen oder zum Straßenrand messen. Auf diese Weise sollen Kollisionen oder das unbeabsichtigte Verlas-



Oft entscheiden nur wenige Meter über Crash oder Beinahe-Unfall. Wird der Fahrer durch ein Informationssystem rechtzeitig vor einer kritischen Situation gewarnt, kann er noch reagieren.



sen der Fahrspur vermieden werden. Vielen Autofahrern bereits bekannt ist die Einparkhilfe, die mittels visuellen Displays bzw. Tönefolgen das rückwärts Einparken – für viele Fahrer eine besonders ungeliebte Übung – erleichtern soll.

Im Prinzip könnten auf der Basis solcher Fahrerassistenzsysteme automatisch Eingriffe vorgenommen werden. Lenkbewegungen und heftige Bremsenriffe könnten automatisiert werden. Dem stehen jedoch praktische und juristische Bedenken gegenüber. Der Fahrer bzw. die Fahrerin besitzt die Hoheit in der Fahrzeugkabine, ihm bzw. ihr obliegen Verantwortung und Entscheidung. Konsequenterweise muss daher der Fahrer informiert bzw. gewarnt werden, wenn Handlungsbedarf besteht bzw. bestehen könnte. Er oder sie muss die Entscheidungen treffen bzw. die Handlungen vollziehen.

Ein System zur Vermittlung von Informationen im Fahrzeug bezeichnet man als Fahrerinformationssystem (FIS). Diese Informationen müssen so vermittelt werden, dass der Fahrer zu jedem Augenblick ein angemessenes Bewusstsein für die jeweilige Situation entwickelt. Man bezeichnet dies in der Psychologie als „Situation awareness“.

Hierzu zählt, dass die Information in der jeweiligen Situation vom Fahrer auch tatsächlich so wahrgenommen werden kann, dass ihre Bedeutung intuitiv verstanden und dass die richtige Schlussfolgerung für das jeweils folgende Ereignis abgeleitet wird. Bei allem gilt, dass das Vertrauen des Fahrers in die Informationen und Handlungsempfehlungen des Fahrerassistenzsystems adäquat „kalibriert“ ist (Trust calibration). Blindes Vertrauen wäre gefährlich. Traut der Fahrer dem Fahrerassistenzsystems andererseits überhaupt nicht, würde er es abschalten und die Existenz eines Fahrerassistenzsystems wäre nicht gerechtfertigt.

Das Fahrerinformationssystem vermittelt Informationen, die dem Fahrer über seine Sinne nicht direkt oder nicht genau zugänglich sind. Dazu zählt das bekannte optische Kombiinstrument, das über die Fahrgeschwindigkeit und Motordrehzahl, aber beispielsweise auch optional über die Außentemperatur informiert, verbunden mit der Warnung vor möglichem Glatteis. Prinzipiell können jedoch bei Fahrerinformationssystemen mehrere Sinneskanäle genutzt werden, gegebenenfalls auch gemeinsam. Neben dem visuellen Sinn, der

beim Fahren der wichtigste ist, sind dies vor allem der auditive und der haptische Sinn (also bezogen auf ertastbare Reize). Gehör und Haptik sind vor allem dann von Bedeutung, wenn die Situation besonders kritisch ist und schnelle Reaktionen gefordert sind. Das Gehör hat gegenüber dem Auge als Empfänger von Warnsignalen Vorteile. Es empfängt Informationen von allen Seiten und nicht wie beim Auge nur diejenigen, die sich gerade im Gesichtsfeld befinden. Es ist ferner permanent offen und empfangsbereit. Reaktionszeiten auf akustische Signale sind darüber hinaus kürzer als diejenigen auf visuelle Signale. Ähnliches gilt für Berührungsreize.

Akustische Signale müssen zeitlich und im Frequenzspektrum so gestaltet sein, dass sie gut wahrnehmbar sind, sich also aus dem Umgebungsgeräusch (Fahrgeräusch und Außengeräusch) herausheben, aber nicht zu laut und unangenehm werden. Insbesondere dann wenn ein Sensor auch ab und zu falsche Alarme ausgibt, darf das akustische Fahrerinformationssystem nicht lästig werden. Des Weiteren sollte das Fahrerinformationssystem auch die Dringlichkeit einer Handlung übermitteln und gegebenenfalls eine gezielte Handlungsaufforderung –

Bremsen bzw. nach rechts oder links Lenken – enthalten. Dabei können unter Umständen bimodale Signale, z.B. eine Kombination von akustischen und haptischen Stimuli eine deutliche Verkürzung der adäquaten Reaktionen bewirken. Wenn man bedenkt, dass bei einer Geschwindigkeit von 100 km/h in der Sekunde rund 27 Meter zurückgelegt werden, bedeuten Einsparungen der Reaktionszeit von Bruchteilen von Sekunden signifikante, unter Umständen lebensrettende Verkürzungen des Bremsweges. Das unbeabsichtigte Verlassen der Spur ist eine besonders kritische Situation, die schnelles Handeln erfordert. Kommt man zu nahe an den Fahrbahnrand, kann durch das so genannte Nagelbandrattern, das akustisch und durch Sitzvibrationen simuliert werden kann, der kritische Abstand signalisiert werden, und der Fahrer unmittelbar und eindeutig zum Gegenlenken veranlasst werden. Diese Art der Spurverlassenswarnung ist ein besonders eindrucksvolles Beispiel für ein multimodales Warnsystem. Über den akustischen und haptischen Sinneskanal wird höchste Dringlichkeit signalisiert, die visuelle Aufmerksamkeit wird geschärft und die adäquate Reaktion ausgelöst. Ohne die haptische Stimulation müsste wahrscheinlich die akustische stärker ausfallen, um eine vergleichbare Dringlichkeit zu vermitteln (und umgekehrt).

Akustische Signale können aber auch Richtungsinformationen vermitteln, die dem Fahrer den Ort eines möglichen Hindernisses mitteilen oder die Richtung, auf welche Seite er ausweichen sollte. Die zeitliche und spektrale Gestaltung des akustischen Signals (Klangcharakter) selbst kann den Aufforderungscharakter, mit dem das Signal eine Handlung intendiert, prägen und verstärken. Eine Doktorarbeit und eine Diplomarbeit in Psychologie wurden zwischenzeitlich in diesem Forschungs- und Entwicklungsbereich abgeschlossen. Weitere Arbeiten zur wissenschaftlichen Qualifikation könnten folgen: Ab Sommersemester 2006 ist Professor Hellbrück Mitorganisator des an der LMU angesiedelten Elitestudiengangs „Neuro-cognitive Psychology“ (Master of Science) innerhalb des Elitenetzwerks Bayern und dort mitverant-



Ich sehe was, was Du nicht siehst: Ein aktives Nachtsichtsystem warnt den Fahrer auf optischem Weg, indem es mit Infrarotlicht in die Dunkelheit späht, so dass sich Hindernisse schneller erkennen lassen.

wortlich für die Lehre im Schwerpunktbereich „Neuro-cognitive Ergonomics“. Diese Perspektive eröffnet Möglichkeiten sowohl für grundlagenwissenschaftliche Forschungen als auch praxisnahe Entwicklungen in direkter Industriekooperation.

Experimente zur Evaluation von Zeichen, die über Display-Anzeigen, akustisch oder haptisch präsentiert werden, können mit einem bei Bosch entwickelten Fahrsimulator durchgeführt werden. Dieser Fahrsimulator wird von dem Heilbronner Professor für Automotive Systems Engineering (Prof. Dr. Ansgar Meroth) weiter entwickelt und in

Kooperation mit Professor Meroth demnächst auch an der KU für Versuche zu Fahrerinformationssystemen eingesetzt werden. Der Fahrsimulator kann durch entsprechende Programmierung relativ leicht an unterschiedliche experimentelle Fragestellungen und Bedingungen angepasst werden, da direkt in den Java-Code eingegriffen werden kann. Studierende im Bereich der kognitiven Ergonomie erhalten damit die Möglichkeit, Experimente zur menschlichen Informationsverarbeitung in dynamischen Situationen durchzuführen.

*Hans-Peter Grabsch/
Jürgen Hellbrück*



Mit einem Fahrsimulator, dessen Versuchsaufbau mit dem hier abgebildeten vergleichbar ist, lässt sich auch die Wirkung akustischer Signale auf den Fahrer evaluieren.



PIXELOUELLE/PHOTOCASE

Chinas Wachstum im Zeitraffer

In einem atemberaubendem Tempo vollzieht sich im Land des Drachen der strukturelle Wandel. Die Angleichung an westliche Marktgesellschaften innerhalb zweier Dekaden erzeugt jedoch ebenso schnell soziale Probleme.

► Von Heribert Becher

Im Frühjahr 1988 bereiste eine Gruppe von 12 deutschen Sozialwissenschaftlern drei Wochen lang die Volksrepublik China. Ziel und Inhalt waren intensive Gespräche mit der staatlichen Forschungskommission zur Wirtschaftsstrukturreform in Peking sowie mit einer Reihe von Fachkollegen der chinesischen Akademie der Wissenschaften und verschiedener Universitäten in Peking, Jinan, Nanjing, Shantong, Shanghai und Hongkong über die Entwicklungsproblematiken im Übergang von einer Planwirtschaft zu einer (gelenkten) Marktwirtschaft (s. dazu H. Becher: China-Bericht, in: Toponimi, Zschr. für Interkulturelles Lernen und Arbeiten, Eichstätt, 2. Jg, H. 6, Okt. 1988, S. 10 - 12; China-Forum Katholische Universität Eichstätt, Dez. 1989).

Übervölkerung, Mobilität, Umweltfragen, Versorgung, Energie, Stadt-Landprobleme, soziale Folgen waren einige der Problemfelder, auf denen die chinesischen Kollegen durchwegs erst in ein bis zwei Generationen eine Angleichung an die entwickelten Marktgesellschaften erwarteten.

Im Sommer 2005 wieder in China von Shanghai über Xi'an nach Peking waren die Änderungen nach nur gut 17 Jahren unübersehbar, zum Teil dramatisch und mit neuen wirtschaftlichen und sozialen Folgeproblemen beladen. Auf fünf Feldern soll dies im Folgenden skizziert werden.

Am Beispiel Shanghais lässt sich die Rasanz des Wohnungsbaus auf beeindruckende Weise dokumentieren: Waren früher am gegenüberliegenden Huangpu-Flussufer ein paar Reparaturwerften und (Fischer-)

Dörfer, so ist mit Pudong ein neues Hochhausgebiet entstanden – und das überwiegend in den letzten fünf bis sieben Jahren. Der Weg von gut 15 Millionen Einwohnern vor 10 Jahren zu etwa 24 geplanten Millionen in weiteren 10 Jahren zeigt die ganze Dramatik der Entwicklung. Für Hotel-, Anlagen- und Straßenbau gibt es einen zusätzlichen Schub durch die Expo in Shanghai 2010.

Wie Shanghai hat auch – die vielen Hochhausneubauten zeigen es – die Bevölkerung von Peking von etwa 12,5 Millionen (1995) auf jetzt 16 Millionen im Großraum zugenommen. Davon pendeln – vorwiegend mit dem Auto – 3 Millionen Menschen zu ihrer Arbeit. Die monatlichen Neuzulassungen liegen im fünfstelligen Bereich. Der Straßenbau spiegelt diese Entwicklung wieder, vergleicht man eine alltägliche Straßenszene von 1988 mit einer heutigen, wo morgens, mittags und abends die Straßen verstopft sind. Ein zusätzlicher Schub für Anlagen- und Straßenbau geht z. Zt. von den Olympischen Spielen 2008 in Peking aus. Bei aller Notwendigkeit, Mobilität zu er-

höhen, sind den Chinesen die Folgen in manchen Bereichen durchaus deutlich sichtbar geworden: Zerstörung alter, gewachsener Wohngebiete (Hutongs), rasante Erhöhung des Energiebedarfs, Umweltprobleme, 46.000 Verkehrstote und 236.000 Verletzte allein in der ersten Jahreshälfte 2005 (laut Ministerium für öffentliche Sicherheit). Den wirtschaftlichen Schaden beziffert das Ministerium mit rund 95 Millionen Euro.

Überall geht der Blick durch abgerissene Wohnviertel auf Hochhäuser oder Straßenbauten. Hierin hat China eine bekannte Geschichte seit der Revolution: Der Tian'anmen-Platz ruht auf den Resten der ehemaligen Hutongs um den Kaiserpalast – mit tatkräftiger damaliger Unterstützung durch die Sowjets als Aufmarschplatz plattgewalzt. Die Menschen werden in Hochhäuser umgesiedelt. Zwar gibt es bei dieser erzwungenen Mobilität kaum Widerstand; vielmehr wird der Fortschritt in der Ausstattung der neuen Kleinwohnungen bei einem solchen Wechsel im Allgemeinen akzeptiert. Aber die alten Sozialstrukturen gehen verloren. Dies kann vor allem in alten Wohnvierteln, in alten Stadtrandlagen und auf dem Land dramatische Konsequenzen haben. Denn dort greift nach wie vor die familial-nachbarschaftliche (also gesellschaftlich fundierte) soziale Sicherung – vor allem bei Krankheit und im Alter. Diese Folgen werden gesehen und angegangen durch langsam vermehrten Bau staatlicher oder städtischer Altersheime; durch Entstehung und Förderung neuer lokaler Selbsthilfformen der Betroffenen auf Gegenseitigkeit in den Hochhäusern

(LETS). Und schließlich ist zumindest in Peking der Schutz und Erhalt von zurzeit 16 Hutongs seit kurzem auch und unter Aspekten des Denkmalschutzes in der Stadt ein Thema

Mit dem Austausch früherer, energiesparender Lebens- und Fortbewegungsformen durch Zentralisierung und die Moderne ist der Energiebedarf buchstäblich explodiert. China ist hier auf dem Weltmarkt mit 13,6 Prozent neben den USA mit 23 Prozent der zweitgrößter Verbraucher – mit Energieverknappung und -verteuerung als Folge, wie wir sie in den letzten Jahren zunehmend erleben. Die Notwendigkeit für Energiesparmaßnahmen und Umweltschutz wird durchaus gesehen. So will Peking bis zu den Olympischen Spielen die vorhandenen rund 150 Kilometern U-Bahn-Trasse um weitere 200 Kilometer zur Entlastung des Autoverkehrs erweitern. Dagegen kann man die künstliche Verteuerung des privaten Autofahrens durch höhere Autosteuer, Zulassungsgebühren, Nummernschilder, Führerscheinkosten kaum als energiesparend oder umweltschützend ansehen. Dazu muss man auch wissen, dass diese Verteuerung nicht so sehr in der Stadt der Zentralregierung mit ihren vielen Beamten – eben Peking – stattfindet, sondern in anderen Städten wie Shanghai. Man „macht“ Geld. Immerhin will man in Zukunft nur noch Autos zulassen, die den EU-Normen für Schadstoffemission entsprechen. Auch die Verlagerung von Fabriken der Grund- und Schwerindustrie aus den gewucherten Städten weiter auf

das Land hinaus kann man ernsthaft nicht als Energiesparmaßnahme oder Umweltschutz bezeichnen.

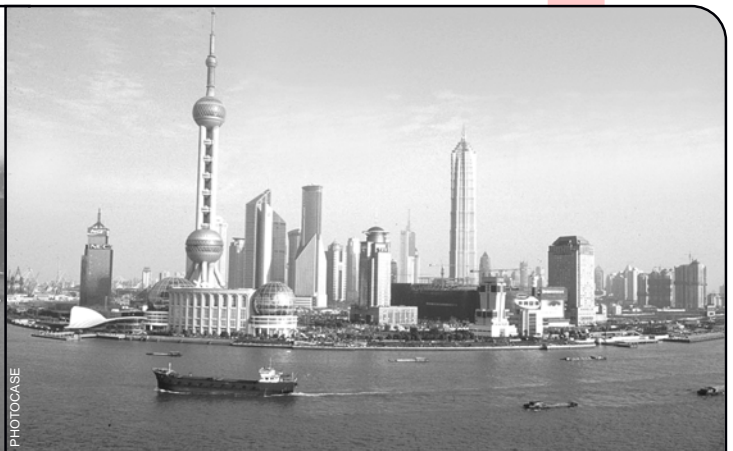
Ein großes Projekt zur Energiegewinnung stellt der Bau eines weiteren Staudamms am Yangzi dar („Drei-Schluchten-Staudamm“), der den Wasserstand hinter dem alten Staudamm von 73 m um weitere 25 m erhöhen wird. Die hier zum Einbau kommenden 26 Turbinen (zum Teil geliefert von Siemens) sollen 700 Megawatt Strom liefern; das würde etwa 10 Prozent des momentanen chinesischen Bedarfs an elektrischer Energie abdecken. Mit diesem weltweit größten Stauprojekt gehen natürlich – wie in den Städten – neben ökologischen auch erhebliche wirtschaftliche und soziale Folgen einher. Wirtschaftlich wird das Gebiet erschlossen werden durch die Schifffahrt und den Tourismus, jedoch auch neue Industrien anziehen. Die sozialen Folgen des Mammut-Projektes: Es müssen über eine Million Menschen umgesiedelt werden in neue Städte, unter Verlust der alten wirtschaftlichen Formen, der familiären Strukturen und der alten Nachbarschaft.

Der Verlust der alten bäuerlichen Strukturen (zur Erinnerung: Maos Revolution stützte sich weitgehend auf die Bauern) und der auf Subsistenz und Kleinhandel bezogenen Wirtschaftsformen haben neue Entwicklungen notwendig gemacht. Die alten Formen der Produktion und Verteilung waren planwirtschaftlich in relativ kleinen Räumen organisiert, jetzt ist im Umkreis der Städte eine eher großräumig gedachte und markt-

Wo vor 18 Jahren in Shanghai noch Schiffe auf Kiel gelegt wurden und Fischer ihre Netze flickten (links), ist mittlerweile ein modernes Hochhausviertel entstanden.



BECHER



PHOTOCASE



BECHER

**Ein Blick in die Gasse
eines denkmalge-
schützten Wohnviertels
(Hutong) von Peking.**

wirtschaftlich orientierte Produktion im Kommen – mit vielen Übergangsproblemen: Verteilungsprobleme der Güter, niedriges Pro-Kopf-Einkommen bei gleichzeitigem Rückgang/Verlust der Subsistenz, Gefahr der Missernten bei Monokulturen, ca. 100 Millionen überschüssige Arbeitskräfte durch vermehrten Maschineneinsatz (in der Erntezeit sind Harvester-Maschinen überall auf den Straßen unterwegs); die hohe Arbeitslosigkeit auch teilweise deshalb, weil auf dem Land das Geburtenkontrollprogramm der Regierung nicht so funktioniert wie in den Städten. Die Bedrohlichkeit der Lage wird von Partei und Staat gesehen. Man versucht daher, die Wirtschaftsstrukturreform auf dem Lande zu verstärken und durch Schutz- und Steuerungsmaßnahmen nicht eine freie Marktwirtschaft, sondern ein so genanntes Sozialistisches Marktsystem zu erreichen.

Es fällt auf, wie „westlich“ gut gekleidet und locker sich die Passanten auf den Einkaufsstraßen der Städte benehmen. Es fällt weiter auf, dass viel mehr Chinesen als früher die geschichtlichen Sehenswürdigkeiten ihres großen Landes wie den Yu-Garten in Shanghai, den Sommer- und den Kaiserpalast in Peking oder die Chinesische Mauer besichtigen – neuerdings auch die Terrakotta-Armee in Xi'an. Vielen Chinesen, vor allem in den Städten, scheint es heute besser zu gehen als früher. Das ist sicherlich ein Ergebnis marktwirtschaftlichen Verhaltens: das Bruttoinlandsprodukt BIP wuchs in der ersten Hälfte des Jahres 2005 laut Angabe des Nationalen Statistik-Büros NBS

um 9,5 Prozent (die Industrieproduktion um 16,4 Prozent). Hier versucht die Regierung, auf etwa 8 Prozent zu bremsen. Erst Mitte September 2005 wurde aus einer Regierungsstudie bekannt, dass man auch die ungleiche Verteilung des (neuen) Reichtums deutlich wahrnimmt, nach der etwa ein Fünftel der chinesischen Bevölkerung fast die Hälfte des Gesamteinkommens verdient, das untere Viertel dagegen nur über knapp 5 Prozent verfügt. Hier fürchtet man soziale Instabilität, der man zunächst durch unterschiedlich angepasste Steuertarife begegnen will, wodurch die mittleren Einkommen entlastet werden sollen.

Andererseits sind die globalen Gesichtspunkte des chinesischen Wirtschaftswachstums zu beachten, nicht nur beim bisher schon bekannten Export von preiswerten Artikeln „Made in China“, sondern bei der weiteren Öffnung Chinas für den Welthandel, einschließlich der Schaffung stabiler marktwirtschaftlicher Strukturen. China ist ein selbstständiger und selbstbewusster Globalisierungspartner geworden. Die Abkoppelung der nationalen Währung Yuan (Renminbi) vom US-Dollar zugunsten einer Bewertung durch einen Währungskorb mit anderen Währungen wichtiger Handelspartner ist ein

Signal hierfür. Die Zeiten, in denen es etwas Besonderes war, dass VW die Funktionärskarosse „Santana“ in der alten „Shanghai“-Autofabrik überwiegend aus in Deutschland produzierten Teilen zusammenbaute, sind vorbei. Shanghai hat seinen Transrapid. Und: „Geely“, „Brilliance“ und „Landwind“ präsentierten sich als selbstständige chinesische Automarken auf der vergangenen Internationalen Automobil Ausstellung in Frankfurt.

Aber auch der VW-Konzern wächst in China: AUDI baut den A6 L in Changchun, Daimler Chrysler hat ein Gemeinschaftsunternehmen in Peking für eine Limousine (geplant: 25.000 Autos pro Jahr), in Südchina für den Bau von Minivans. Die Siemens-Handysparte wird von der chinesischen BenQ übernommen. Ein Nürnberger Architekt baut die Olympiahalle für die Turnwettbewerbe in Peking. Die Deutsche Bank will sich mit fünf Prozent bei der Huaxia-Bank, der immerhin viertgrößten Bank in China, einkaufen.

Diese Beispiele ließen sich fortführen. Ein letztes zum Schluss: Studentischer Austausch findet hinüber und herüber statt. Das Kooperationsabkommen zwischen der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt und der School of Economics and Management der Tongji Universität in Shanghai erscheint daher als höchst sinnvoll. China – einst und jetzt? Die Dramatik und Rasanz der Entwicklungen kann man wahrlich nicht in Generationen, kaum in Dekaden messen.



PHOTOCASE

Die Visitenkarte der Regierung

Das politische Ritual der Regierungserklärung hat bei deutschen Kanzlern Tradition, doch die Umsetzung ist jeweils zeitgemäß gewesen. Ein Vergleich der Antrittsreden von Adenauer bis Merkel spiegelt auch den gesellschaftlichen Wandel im Medienzeitalter wider.

► Von Klaus Stüwe

30. November 2005. Zum ersten Mal nach ihrer Wahl zur Bundeskanzlerin tritt Angela Merkel nach der Aufforderung durch den Parlamentspräsidenten an das Rednerpult des Deutschen Bundestages. Der Plenarsaal ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Ehrengäste und Diplomaten sitzen auf der Galerie, zahllose Journalisten drängen sich auf den Pressestühlen im Hintergrund. Das Fernsehen ist mit mehreren Kamerteams vertreten, und Millionen von Zuschauern verfolgen das Ereignis live oder in den Abendnachrichten: Die Bundeskanzlerin gibt ihre erste Regierungserklärung ab.

Kaum eine politische Rede erringt in Deutschland mehr Aufmerksamkeit.

Die so genannte Große Regierungserklärung ist die erste wichtige politische Aktion einer neu ernannten Bundesregierung. Hier präsentiert sich der Bundeskanzler erstmals einem großen Publikum, hier stellt er die Regierungsmannschaft vor und gibt die künftige Regierungspolitik bekannt. An Regierungserklärungen werden deshalb hohe Erwartungen gestellt. Die Öffentlichkeit erwartet eine Analyse der derzeitigen innen- und außenpolitischen Probleme und erhofft sich Antworten auf die drängende Frage, wie diese Probleme zu lösen seien. Die Koalitionsparteien wünschen sich eine Bekräftigung der Ge-

meinsamkeiten des Regierungsbündnisses, und die Opposition lauert auf Anhaltspunkte für die künftige politische Auseinandersetzung mit der Regierung. Die Große Regierungserklärung wurde deshalb mit Recht als „Visitenkarte der Regierung“ bezeichnet.

Zugleich ist sie ein wichtiges Instrument politischer Kommunikation. In ihr vermischen sich im Prinzip alle Felder politischer Sprache: In der



DEUTSCHER BUNDESTAG

„Sprache der Gesetzgebung“ werden darin legislative Vorhaben der Regierung angekündigt; in der „Sprache der Verwaltung“ erfolgen Handlungsanweisungen für die Minister bzw. die Ministerialbürokratie. In der „Sprache der Verhandlung“ werden anderen politischen Akteuren, insbesondere dem Koalitionspartner, die eigenen Ziele dargelegt, ohne sofort den Konflikt mit deren Zielen herbeizuführen. Die „Sprache der politischen Erziehung“ soll eine normative Struktur errichten und politische Meinungen bilden. Mit ihr soll es den Regierungserklärungen gelingen, möglichst breite Resonanz zu erhalten und einen Kon-

sens über Grundwerte des politischen Systems herauszubilden. Mit Mitteln der „Sprache der politischen Propaganda“ schließlich sollen Regierungserklärungen bei möglichst vielen Adressaten Zustimmung für die politischen Positionen der neuen Regierung gewinnen. Als politische Dokumente vermitteln Regierungserklärungen darüber hinaus Einblicke in die Problemwahrnehmung und Prioritätensetzung der jeweiligen Regierung und erlauben Aussagen über den Führungsstil des Regierungschefs. Als zeitgeschichtliche Quelle zeichnen sie – freilich aus der Perspektive des Redners – ein Bild über den Zustand der Republik ihrer Zeit.

Die Regierungserklärung zum Amtsantritt eines neuen Regierungschefs ist ein politisches Ritual, das

ältester parlamentarischer Tradition entspricht. Nach Gründung der Bundesrepublik Deutschland knüpfte der erste Bundeskanzler Konrad Adenauer an diese Tradition an, obwohl das Grundgesetz eine Regierungserklärung gar nicht ausdrücklich vorsieht. Seine Antrittsrede vom 20. September 1949 entstand damals unter höchstem Zeitdruck; die letzten Seiten des Redemanuskripts

wurden ihm ans Pult gebracht, als er die Rede schon begonnen hatte. Während Adenauer die Konzeption und die Formulierung des Redetextes noch selbst übernahm, wurde das Redeschreiben von seinen Nachfolgern immer mehr professionalisiert. Erhard und Kiesinger suchten die Kooperation mit politischen Beratern und führenden Akteuren ihrer Koalitionspartner. Willy Brandt holte sich 1969 Formulierungshilfe von den Schriftstellern Günter Grass und Klaus Harpprecht. Helmut Schmidt richtete im Bundeskanzleramt ein eigenes Redenschreiberbüro ein, wirkte aber

selbst noch intensiv an der Formulierung seiner Reden mit. Ganz anders hingegen Helmut Kohl und Gerhard Schröder: Beide Kanzler waren an der Konzeption ihrer Regierungserklärungen weniger durch eigene programmatische Beiträge und Formulierungen beteiligt, sondern vor allem durch die Auswahl der Personen, die den Redetext für sie erarbeiteten. Kohls Redenschreibertruppe umfasste zeitweise bis zu 15 Personen, darunter nicht nur Mitarbeiter im Kanzleramt, sondern auch externe Berater. Bei Gerhard Schröder waren es acht bis zehn Personen, die sich in Strategierunden mit der Schreibearbeit befassten.

Kürzere und einfache Sätze sollen vor allem das Massenpublikum ansprechen.

Auch der sprachliche Stil hat sich seit 1949 stark verändert, die Sätze wurden kontinuierlich kürzer. Bestand ein Satz der ersten Regierungserklärung Adenauers noch durchschnittlich aus 23 Wörtern, waren es in der Antrittsrede Angela Merks nur noch 17. Zudem mehr die Sätze früher auch komplexer: Mehrgliedrige Nebensätze und Parenthesen fanden häufige Verwendung. Entscheidend für den Wandel des sprachlichen Stils war die Veränderung des Adressatenkreises. Während sich die ersten Reden Adenauers noch vorwiegend an das Parlament und die darin versammelten politischen und sozialen Eliten mit einem relativ hohen Bildungsgrad richteten, wollen die Bundeskanzler des Medienzeitalters ein Massenpublikum erreichen. Sie müssen sich deshalb so artikulieren, dass auch der Durchschnittsbürger versteht, was der Bundeskanzler zu sagen hat. So wurden die Reden mit der Zunahme der Fernsehberichterstattung seit Mitte der 1960er Jahre mehr und mehr den Bedürfnissen des Massenpublikums angepasst.

Spätestens seit der Regierungserklärung Willy Brandts von 1969 werden Regierungserklärungen für einen großen Zuschauerkreis außerhalb des Plenarsaals „inszeniert“. Gezielte Pausen sollen Gelegenheit zum Beifall geben und so nach außen Unterstützung und den Zusammenhalt des Regierungsbündnisses symbolisieren. Während Adenauer 1949 nur 21-mal

von Beifall unterbrochen wurde, wurde bei Schröder 1998 168-mal geklatscht.

Die Konstruktionsprinzipien von Regierungserklärungen haben sich hingegen seit den Tagen Konrad Adenauers nicht verändert. Am Anfang stehen in der Regel Analysen des Wahlergebnisses und Aussagen über die Regierungsbildung. An zweiter Stelle folgt meist eine Analyse der politischen, ökonomischen und sozialen Situation des Landes. Im Hauptteil wird dann systematisch das Regierungsprogramm vorgestellt. Am Schluss fassen die Kanzler die Politikkonzeption ihrer Regierung noch einmal in prägnanten Sätzen zusammen.

Auch einige inhaltliche Parallelen lassen sich feststellen. So hat sich z.B. fast jeder Kanzler als Chef einer „Regierung der Mitte“ bezeichnet. In den außenpolitischen Redepassagen konnte kein Regierungschef darauf verzichten, die Partnerschaft der Bundesrepublik mit den USA und den anderen westlichen Verbündeten zu erwähnen. In den innenpolitischen Redeabschnitten entzog sich – bis auf Willy Brandt – kein Kanzler der überragenden Bedeutung der Wirtschaftspolitik. Brandt war es auch, der sich im Gegensatz zu allen anderen Bundeskanzlern bei seinem Amtsantritt nicht um die Staatsfinanzen sorgte. Im Gegenteil: er versprach zusätzliche Ausgaben. Alle anderen beklagten bei ihrer Regierungsübernahme die schlechte Haushaltslage.

Der Schwerpunkt von Regierungserklärungen liegt auf kurzfristiger Programmatik.

Bei einer inhaltlichen Analyse wird deutlich, dass Regierungserklärungen stets den Geist ihrer Zeit atmen. Dies gilt insbesondere für die innenpolitischen Politikfelder. Schwerwiegende aktuelle Probleme kann der Kanzler eben nicht einfach ignorieren, will er sich nicht in der anschließenden Bundestagsdebatte den Vorwurf machen lassen, seine Regierung habe zentrale Probleme nicht erkannt. Bei fast allen Kanzlern sind deshalb die innenpolitischen Teile ihrer Antrittsreden eher von einer kurzfristigen Programmatik als von einer längerfristig angelegten Konzeption geprägt: Adenauer ging es 1949 primär um die

Beseitigung der Kriegsfolgen, Erhard 1963 um diszipliniertes Wirtschaften, Kiesinger 1966 um konjunkturelle Impulse, Schmidt 1974 um Krisenmanagement und Kohl 1982 um Haushaltssanierung. Schröder erhob 1998 die Beseitigung der Arbeitslosigkeit zur obersten Priorität, Angela Merkel 2005 die Aktivierung sozialer und ökonomischer Potentiale.

Die außenpolitischen Abschnitte fielen bei allen Kanzlern kürzer aus. Schon äußerlich wurde damit erkennbar, dass in den Antrittsreden der programmatische Schwerpunkt immer auf die Innenpolitik, und hier vor allem auf die Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik gelegt wurde. Außenpolitik wurde zudem meist in Form längerfristiger Konzeption angelegt.

Der konzeptionelle Freiraum des Kanzlers bei der Formulierung seiner Regierungserklärung ist also von vornherein durch die aktuellen Verhältnisse und längerfristige Vorgaben eingeschränkt. Hinzu treten die Knappheit der Zeit und der Ressourcen sowie Rücksichtnahme auf wichtige Kabinettsressorts, den Koalitionspartner oder Stammwählerschichten. Es bestehen ferner veränderliche öffentliche Erwartungshaltungen, die nicht nur durch die Wahlergebnisse, sondern auch durch Meinungsbefragungen bekannt sind. Darauf müssen Regierungserklärungen heute noch stärker eingehen als früher. Ein Beispiel ist das Politikfeld Ökologie, das – von Erhard 1965 erstmals erwähnt – seit Ende der 1970er Jahre einen Standardbestandteil der Reden bildet.

Die Bundeskanzler haben es freilich nicht leicht. Regierungserklärungen bewegen sich in einer ganzen Reihe von Spannungsfeldern, die konzeptionelle und kommunikative Glanzleistungen erschweren: zwischen politischer Programmatik und tagespolitischer Pragmatik, zwischen Koalitionszwängen und Ressortwünschen, zwischen politischer Führung und öffentlicher Erwartung. Am Ende einer Untersuchung der Regierungserklärungen deutscher Bundeskanzler steht die Erkenntnis, dass die wichtigsten Themen immer wiederkehren: Freiheit, Wachstum, Beschäftigung, Sicherheit. Die Bundeskanzler kommen und gehen. Die Probleme bleiben.

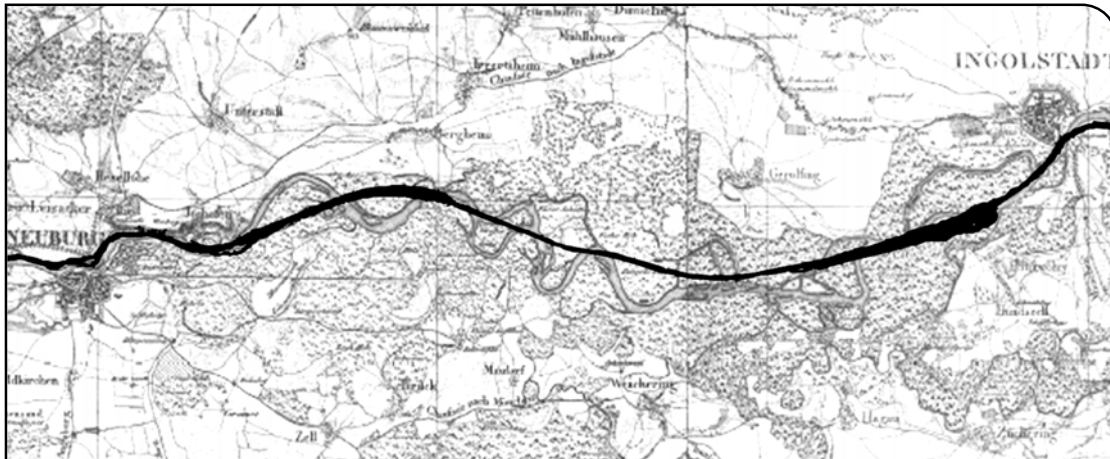


Abb.1: Wo sich die Donau zwischen Neuburg und Ingolstadt früher durch die Landschaft schlängelte, erhielt sie von Menschenhand den heutigen, schwarz markierten Verlauf.

Fluss-Landschaften im Wandel

In einem der größten Auwald-Gebiete Europas soll unter wissenschaftlicher Begleitung der KU aus Kultur- wieder Naturlandschaft werden. Neben Raum für Flora und Fauna entsteht so auch ein Puffer für Hochwasser.

Es ist allgemein bekannt, dass der Mensch zur Veränderung unserer Landschaft beiträgt. Vielfach ist allerdings das Ausmaß dieser Veränderungen unklar – und die Folgen sind es ebenfalls. Besonders deutlich sind die Veränderungen im Bereich der meisten unserer Flussauen. Bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts wollte man z.B. an Rhein und Donau die „Beeinträchtigungen“ durch den Fluss nicht mehr hinnehmen und begann mit der Eindeichung. Als Beeinträchtigung sah man damals die häufigen Überschwemmungen der Talauen an, die verhinderten, dass man diese für Siedlung und Landwirtschaft nutzen konnte – eine klassische Flächenkonkurrenz Natur kontra Mensch. Begradigungen und Eindeichung verfehlten ihre Wirkung nicht, und so wurden die Auenbereiche zu großen Teilen vollständig vom Fluss abgekoppelt. Dass hierdurch sowohl die hydraulischen als auch die ökologischen Beziehungen zusammenbrachen, interessierte seinerzeit niemanden. Es gab andere Prioritäten. Nur haben diese sich heute geändert, und nicht immer bedeutet die „Gnade der späten Geburt“ nur

Verarbeiten historischer Sachverhalte. In diesem Fall zwingt sie die Menschen zum Handeln um die Geschichte zu regulieren, denn die Landschaft kann als Produkt des gesellschaftlichen Umgangs mit der Natur aufgefasst werden und ist somit „sedimentierte Geschichte“. Den Umgang mit der Natur zeigt Abbildung 1 aus dem Bereich der Donauauen zwischen Neuburg a.d. Donau und Ingolstadt. Die Donaukorrekturen sind als schwarzes Band in der Abbildung sichtbar. Die alten Flusschlingen der Donau sind heute fast nicht mehr existent. Vor dem Bau der Staustufen Bergheim und Ingolstadt „schoss“ der Fluss durch seine Aue ohne, wie üblich, Wasser für den terrestrisch-aquatischen Lebensraum zu hinterlassen. Die Staustufen haben dieses Bild nicht wesentlich verändert.

Die 2100 ha Auwald in diesem Bereich – eines der größten zusammenhängenden Auwaldareale Europas und im Besitz des Hauses Bayern – wurden ebenfalls verändert. Das fehlende Wasser machte die Forstwirtschaft lukrativer, es konnten Holzarten mit höherem Zuwachs

und kürzer Umtriebszeit angebaut werden. Glücklicherweise wurden durch die Wittelsbacher Forstdirektion immer naturnahe Bereiche vorgehalten, so dass das Gebiet sich nicht vollständig von einer Natur- zu einer Kulturlandschaft gewandelt hat.

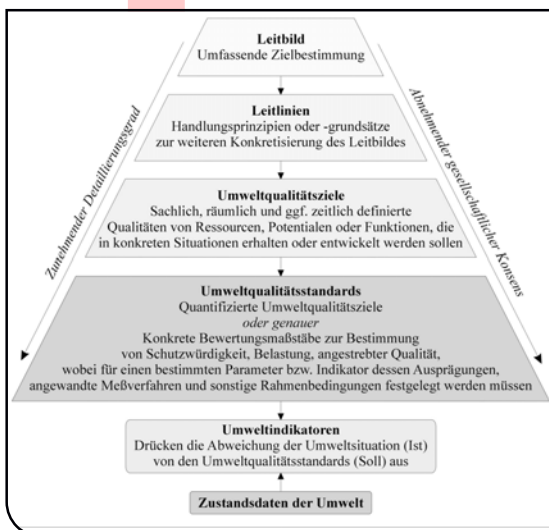
Die Abkoppelung von Fluss und Aue ist aber nicht permanent, es gilt eher das Motto „Die Natur bahnt sich ihren Weg“. Immer größere Hochwässer wälzten sich in den letzten Jahrzehnten unsere Flüsse hinab – unbeeinflusst von der Diskussion, ob diese schon Folge des Klimawandels oder nur Ausreißer in der Statistik sind. Die Deiche waren nicht hoch genug oder brachen, das Wasser war wieder in der Aue. Leider ist inzwischen auch der Mensch dort, nicht nur mit Agrar- und Forstwirtschaft, sondern auch mit Siedlungen, und die Hochwässer waren nicht nur Naturereignis, sondern auch Naturgefahr. Hausgemachte Naturgefahr allerdings, denn früher beherzigte man den Abstand zum Fluss, und der technisch weniger versierte Mensch vor 1800 hatte weniger Verluste zu beklagen. Das Fazit der Behörden und der Wissenschaft lautet seitdem „Gebt den Flüssen mehr Raum!“. Man hat erkannt, dass eine Ausuferung – es gibt diesen Begriff nicht umsonst – ihren Sinn hat, das Hochwasser zwischenspeichert und somit den Abfluss verzögert und dadurch die Unterlieger von Überschwemmungen verschont. Dass sich neben-



Abb.2: Links der Ist-Zustand eines Flussverlaufs, rechts die Vision einer renaturierten Flussaue.

bei noch eine „Lebensgemeinschaft Flussaue“ einstellt ist eigentlich Beiwerk, für Flora und besonders Fauna aber immens wichtig. Denn wie jeder heterogene Lebensraum ist hier die Artenvielfalt besonders hoch, er ist Kinderstube für Fische, Amphibien und Vögel und in trockeneren Zeiten resp. an trockenen Plätzen wachsen Orchideen sowie andere seltene Pflanzen. Möglich ist dies nur durch die früher natürlich wiederkehrenden Hochwässer, durch diesen besonderen Zustand des Wechsels von terrestrischen zu aquatischen Verhältnissen.

Abb.3: Ausgehend von einem Leitbild sind Leitlinien und Umweltqualitätsziele zu entwickeln, die zu Umweltstandards führen.



haupt war. Vor nicht einmal zwei Jahren fand vor dem Hintergrund verschiedenster naturbezogener Aspekte und Zwänge der Workshop „Typologie und Leitbilder für Flussauen in Deutschland“ an der Internationalen Naturschutzakademie auf der Insel Vilm statt. Darin zeigte das Bayerische Landesamt für Umwelt (Auenprogramm Bayern) den Status quo auf, und das, was zu erreichen wünschenswert ist (vgl. Abb. 2).

Der erwähnte Workshop trug den Begriff „Leitbild“ im Titel. Das erinnert an die nicht mehr ganz junge aber immer noch aktuelle Nachhaltigkeitsdiskussion, denn über Leitbilder sollten und sollen ökologische, ökonomisch und soziale Aspekte zusammengeführt werden. Die Leitbilder sind aber nur die Spitze einer Pyramide (Abb. 3) um deren Definitionen und Inhalte sich viele wissenschaftliche Diskussionen ranken. Bezüglich Leitbild, Leitlinien, Umweltqualitätszielen und Umweltqualitätsstandards herrschen in der Fachöffentlichkeit inzwischen weitgehender Konsens, auch wenn hinsichtlich der einzelnen Definitionen der Begriffe teils subjektive Interpretationen vorgenommen werden. Die Umweltqualitätsstandards stellen als hierarchisch unterster Bereich den Soll-Zustand der Umwelt dar. Unter Berücksichtigung aktueller Zustandsdaten der Umwelt (Ist-Zustand) lassen sich hieraus Umweltindikatoren ableiten, die die Abweichung der aktuellen von der gewünschten Situation beschreiben. Abbildung 3 zeigt in einer Zusammenstellung das Verhältnis der genannten Begriffe zueinander und liefert geeignete Definitionen. Problematisch bei der Ausarbeitung von Umweltqualitätszielen ist deren Raum-, Zeit- und Themenabhängigkeit. Beinhaltet das Leitbild noch summarisch alle Komponenten, so teilen sich die Umweltqualitätsziele immer weiter auf. Leitziel und -linien lassen sich plakativ mit wenigen Worten beschreiben und auch bei den Umweltqualitätszielen reicht die Angabe von maximal möglichen Grenzen aus. Umweltqualitätsstandards dagegen erfordern die Nennung eines Parameters bzw. Indikatoren und dessen Wert, da sie mit den aktuellen Zustandsdaten der Umwelt in Beziehung gesetzt werden

müssen und so die Umweltindikatoren ergeben. Zur Darstellung der Umweltqualitätsstandards teilt man die Umweltqualitätsziele (UQZ) am besten in die drei Nachhaltigkeitskriterien/-dimensionen Ökologie, Ökonomie und Soziales ein. Überschneidungen sind auch hierbei systemimmanent, da gerade das Zusammenwirken der drei Dimensionen die Nachhaltigkeit bestimmt. Zum Beispiel lässt sich die Renaturierung sowohl als ökologisches als auch als ökonomisches Ziel auffassen, da beim Vorhandensein eines Waldes dieser forstwirtschaftlich genutzt werden kann. Das Ziel der Sicherung und Befriedigung der Grundbedürfnisse kann als ökonomisches oder soziales UQZ aufgefasst werden.

Müsste man angesichts der oben gemachten Ausführungen nicht eher nach Umweltqualitätsstandards oder mindestens nach Umweltqualitätszielen suchen? Das Leitbild ist mit „Flussaue“ und deren wissenschaftlicher Definition nämlich bereits vorhanden. Diese Diskussion soll hier nicht weiter ausgeführt werden, denn, wie erwähnt, beinhaltet die Nachhaltigkeit im Leitbild „Flussaue“ auch ökonomische und soziale Aspekte. Hieraus folgt, dass die Flussaue von heute eine andere ist als die von vor 1800, als der Mensch nur marginal eingegriffen hatte. Dennoch gilt der Satz „Wer A sagt, muss auch B sagen“ und nur ein bisschen Aue gibt es eben nicht. Und in diesem Bereich stecken Ökonomie und Soziale Sicherheit auch freiwillig zurück, denn die neue/alte Flussaue übernimmt auch wieder ihre alten Funktionen, und eine dieser Funktionen ist der Hochwasserschutz. Hierdurch ist die Renaturierung von Flussaunen nicht nur eine ethisch-moralische Angelegenheit, weil wir die Natur für unsere Kinder bewahren, wie Bayerns Minister für Umwelt, Gesundheit und Verbraucherschutz Dr. Schnappauf in seiner Festrede zum Spatenstich für das Großprojekt „Dynamisierung der Donauauen zwischen Neuburg a.d. Donau und Ingolstadt“ am 21.11.2005 auf Jagdschloss Grünau anmerkte. Sondern es lohnt sich auch ökonomisch, denn die großen, katastrophalen Hochwässer, ausgelöst durch den kaum noch vorhandenen Raum unserer Flüsse,

haben Ökonomie und soziale Sicherheit immer wieder bedroht. Und so kann man die Flussaue im Lichte der Nachhaltigkeit mit der Korngrößenzusammensetzung eines Bodens vergleichen: Er besteht aus Sand, Schluff und Ton, wobei die jeweiligen Anteile variabel sind, und ein Bestandteil durchaus 90 Prozent oder mehr erreichen kann.

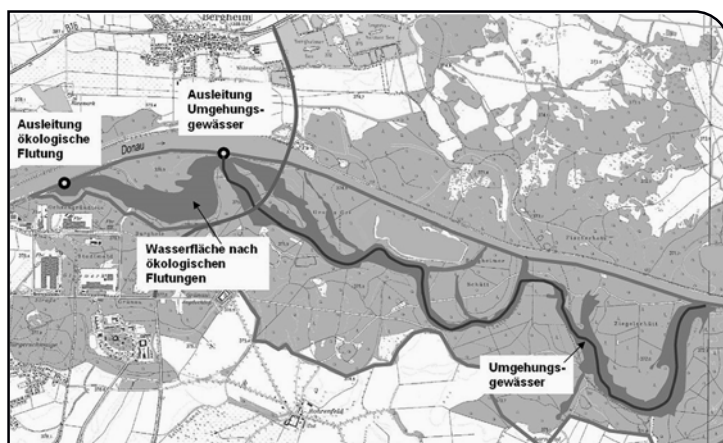
Im Falle der Flussaue erreicht die Ökologie zukünftig wieder den größten Anteil – zumindest im Bereich zwischen Neuburg a.d. Donau und Ingolstadt. Die Auwälder dort werden ab dem nächsten Sommer einen entscheidenden Wandel erleben, denn es werden in die Donaueiche zwei Ausleitungsbauwerke eingebaut. Das eine entlässt permanent 2 bis 5 Kubikmeter Donauwasser pro Sekunde in ein teilweise völlig neu zu gestaltendes Gewässerbett. In manchen Bereichen können aber auch bestehende Gerinnestrukturen – trockene oder auch noch vernässte Altarme der Donau – benutzt werden, um die Staustufe Bergheim durch die Auwälder hindurch zu umgehen, und somit auf Dauer wieder für Fische und andere im Flusswasser wandernde Lebewesen durchgängig zu machen (vgl. Abb. 4). Ein solches Gewässer allein erzeugt aber noch nicht die charakteristischen Verhältnisse, welche die Flussaue und den Auwald ausmachen. Hierfür sind häufig wiederkehrende Überflutungen notwendig, die durch das zweite Ausleitungsbauwerk erzeugt werden können. Bei ausreichender Wasserführung der Donau (ca. 600 bis 1000 m³/s) werden zwei- bis dreimal pro Jahr rund 30 m³/s in den Auwald geleitet, und dieser somit partiell unter Wasser gesetzt (vgl. Abb. 4). Solche „ökologischen Flutungen“ schaffen extrem feuchte Verhältnisse, das Wasser versickert über mehrere Wochen hinweg nicht vollständig, und dadurch wird der besondere „Lebensraum Auwald“ neu und künstlich wieder erschaffen. Der Weg bis zu einem naturnahen Zustand ist lang, denn die Bauarbeiten werden bis Herbst 2007 dauern, und alle Beteiligten (Wasserwirtschaftsamt Ingolstadt als Projektleitung, Landratsamt Neuburg-Schrobenhausen, Stadt Ingolstadt, Wittelsbacher Forstdirektion, die KU Eichstätt-Ingolstadt

und das neu gegründete Aueninstitut Neuburg) hoffen, dass dann das erste Wasser in die Aue fließen kann.

Mit diesen Ausleitungsbauwerken besitzt man auch eine Stellschraube für einen der größten, vom Menschen gesteuerten Freilandversuche. Je nachdem wie viel, wie lange und wie oft Wasser in die Aue gelassen wird, kann man die Verhältnisse beeinflussen bis das gewünschte Ergebnis erreicht ist. Bei einer solchen Maßnahme diskutiert man dann nicht mehr um ein Leitbild, hierbei geht es dann konkret um Umweltstandards, um bestimmte Parameter die erreicht und eingehalten werden müssen, um aus den jetzigen Verhältnissen wieder eine echte Flussaue zu machen. Zur wissenschaftlichen Begleitung des Großprojektes wurde deshalb das Aueninstitut Neuburg gegründet. Ein Kooperationsvertrag mit der KU Eichstätt-Ingolstadt sorgt für die wissenschaftliche An- und Einbindung und so forschen die Autoren dieses Beitrags dort bzw. leiten das Institut.

Die Detailthemen zur Forschung sind vielfältig und deshalb wird auch versucht im Verbund mit anderen Universitäten zu agieren. Bevor aber überhaupt geforscht werden kann, müssen Pflichtaufgaben erledigt werden. Das Dynamisierungsprojekt ist primär nicht als Forschungs- sondern als Umsetzungsprojekt angelegt. Es hat deshalb ein Planfeststellungsverfahren durchlaufen und wird vom WWA Ingolstadt als staatliche Behörde federführend geleitet (Träger der Maßnahme ist der Freistaat Bayern). Zu den Pflichtaufgaben gehört auch die Beweissicherung, denn viele Maßnahmen beeinflussen den jetzigen Umweltzustand deutlich. Hinsichtlich der Auenökologie ist das sicher positiv, aber wo Menschen leben gibt es immer wieder unterschiedliche Ansprüche und Sichtweisen. So befürchten die näch-

sten Anwohner des Auwaldes, dass die häufigen Überflutung auch die Zahl der Mücken deutlich steigen lässt. Und deshalb muss, bevor man nach der ersten Flutung in ein Monitoring einsteigt, zunächst eine Beweissicherung durchgeführt, also der Status quo festgestellt werden. Das gleiche gilt für den Biber. Schon jetzt verursacht er im Auwald der Wittelsbacher Forstverwaltung pro Paar einen Schaden von rund 1000 Euro jährlich, und es gibt rund 40 Paare im Projektgebiet. Auch hier gibt es Befürchtungen, dass für dieses Tier die



Bedingungen so günstig werden, dass es sich zu stark vermehrt – ein deutlicher Konflikt zwischen Ökonomie und Ökologie.

Landschaft im Wandel – ein Satz der auf mehreren Maßstabs-, Raum- und Zeitskalen Gültigkeit hat. Aber gerade im Bereich der Flussaue ist seine Bedeutung enorm. Die naturbelassenen Auen wandeln sich jährlich mit den Hochwässern, allerdings nur in großen Maßstäben, also im Bereich weniger Dekameter. Über Jahrhunderte betrachtet unterliegen sie einem viel größeren Wandel – und das ohne Einwirkung des Menschen. Kommt letzterer ins Spiel wird es, wie so oft, kompliziert. Es entstehen in kürzester Zeit Veränderungen, die die Natur in dieser Form und in diesem Ausmaß nicht schaffen würde. Wie lange es dauern wird, um die Landschaft wieder naturnah werden zu lassen, ist dabei zumeist unklar.

Bernd Cyffka/Florian Haas/
Barbara Stammel

Abb.4: Die Donau zwischen Neuburg und Ingolstadt. Neben einem permanenten Abfluss in Umgehungsgewässer soll über einen zweiten Abfluss mehrmals pro Jahr Wasser in den Lebensraum Auwald geleitet werden.

Klostermythen „Made in England“

Nach der Eroberung Englands durch die Normannen durften nur Klöster mit langer Tradition bestehen bleiben. Die Benediktiner von Glastonbury fälschten nicht nur Urkunden, um ihr Kloster älter zu machen, sondern sie fanden „zufällig“ die angeblichen Gebeine von König Artus im Klostergarten.



PIXELOUELLE

► Von Anne Müller

Klöster scheinen Orte der Unveränderlichkeit und Stabilität zu sein. Zeit und Raum sind klar strukturiert durch Stundengebet und Klostermauern, die gegen das unstete Treiben der Außenwelt abschirmen und Generationen von Mönchen ein perfekt geregeltes Zusammenleben gewährleisten sollen. Gewiß, aus heutiger Sicht sind Klöster Paradebeispiele der ‚longue durée‘. Doch diese Institutionen mussten sich ihre Dauerhaftigkeit immer hart erkämpfen, denn der schöne

Paradiesfrieden im Kloster war in Wirklichkeit permanent bedroht durch rebellische Brüder, die einfach nicht nach den Normen der Gemeinschaft leben wollten, durch Nachwuchssorgen, durch Machtkämpfe in der Führungsriege oder durch äußere Ereignisse wie Kriege, Feuersbrünste, Pest und Flut. Kloster- und Ordensentwicklung ist, über Generationen hin gesehen, ein ewiges Wechselspiel von Verfall und neuer Stabilität und sie ist zugleich ein Paradebeispiel für eine erfolgreiche institutionelle Strukturentwicklung, die es letztlich ermöglichte,

Unzulänglichkeiten von Mitgliedern oder auch widrige Zeitverhältnisse ohne existenzbedrohliche Schäden zu überstehen.

Von Geltungskämpfen, die sich im englischen Klosterwesen nach der normannischen Eroberung zugetragen haben, soll hier gleich berichtet werden. Beispielhaft lässt sich am Benediktinerkloster Glastonbury in Somerset veranschaulichen, wiewohl elementaren Beitrag dabei die Geschichtsschreibung zum Systemerhalt in Krisenzeiten leisten konnte. Die für Glastonbury in seltener Dichte erhaltenen Klosterchroniken enthüllen, wie ganze Mönchsgenerationen zu „Mythenjägern“ wurden, um ihre Existenz durch die Suche nach einer verewigten Tradition äußerst erfinderisch abzusichern. Wie in einem Schaukasten machen die für Glastonbury überlieferten Geschichtswerke sichtbar, dass Klöster als symbolische Orte der Kontinuität immer, aber insbesondere in Zeiten von Umbrüchen und Geltungskämpfen, auf symbolische Ausgestaltungen einer über die Kontingenz irdischen Wandels erhabenen Vergangenheit angewiesen sind.

Unter erheblichen Geltungsdruck waren die angelsächsischen Klöster nach der Eroberung Englands durch die Normannen (1066) zweifellos geraten. Überall im Lande wurden nach der normannischen Machtübernahme Klostergrüter an französische Adelige verhöckert. Angelsächsische Amtsträger wurden umgehend durch Normannen ersetzt, so dass sich auch unter den Äbten Englands schon wenige Jahre nach der Eroberung kaum noch ein Angelsachse fand. Normannische Bischöfe beanspruchten plötzlich die Kontrolle über die bis dahin autonomen Mönchsgemeinschaften. Außerdem veränderte sich der Klosteralltag durch die Einführung neuer Liturgien. Die englischsprachige Predigt verschwand ebenso wie die angelsächsische Rechtspraxis. Dieser umfassende Ablöseprozeß ging natürlich nicht nur reibungslos vonstatten,

wie wir z.B. aus der Angelsächsischen Chronik für Glastonbury wissen. Dort ließ der neue normannische Abt Thurstan, ein Import aus Caen, Bogenschützen auf der Empore aufstellung nehmen, um die im Chor versammelten Mönche zu beschließen, die sich geweigert hatten, ihrer angelsächsischen Liturgie abzuschwören. Im Kloster St. Augustine in Canterbury wurden Mönche in Ketten gelegt und ein Bruder am Klostertor öffentlich gepfählt, damit der Konvent seinem neuen normannischen Abt nun endlich Gehorsam erwies.

Auch im Bereich des Heiligen- und Reliquienwesens hinterließ diese Wendezeit ihre Spuren mit geradezu fatalen Folgen für das Selbstverständnis der angelsächsischen Klöster, deren Prestige und Reichtum ja ganz wesentlich auf Reliquienbesitz und dem Wunderwirken von Hausheiligen gründete. Die Normannen brachten diesen angelsächsischen Heiligen nun allerdings große Skepsis entgegen und wollten ihnen bestenfalls lokale Geltung zugestehen. Zahlreiche angelsächsische Heilige wurden in den Jahren nach der normannischen Eroberung von den liturgischen Kalendern gestrichen, darunter Koryphäen wie der heilige Dunstan. Ein besonders krasser Fall ereignete sich im angelsächsischen Kloster Evesham, wo der neue normannische Abt die hauseigenen Reliquien kurzerhand ins Feuer warf, um deren Echtheit zu prüfen.

Dieser durch die normannische Invasion ausgelöste Geltungsnotstand setzte eine geradezu fieberhafte Textproduktion in den angelsächsischen Klöstern in Gang. Inventare wurden zusammengestellt, Urkunden allerorts gefälscht, Chroniken wurden verfasst, in denen vor allem die Frühgeschichte des Klosters ins bestmögliche Licht gerückt wurde. Die Nachfrage an Heiligenviten stieg nach der normannischen Eroberung sprunghaft an und es wurden zwischen benachbarten Abteien plötzlich heftige Streitigkeiten um den Besitz von Reliquien geführt. Es ging in diesen Klöstern damals um nichts anderes, als um die Absicherung einer guten institutionellen Eigengeschichte. Es

ging darum, Legitimationsansprüche aus der Vergangenheit bzw. aus konstruierten Geschichtsentwürfen herzuleiten und diese zum konkreten Geltungsgrund in der krisenhaften normannischen Gegenwart zu machen. Auch die Mönche aus Glastonbury, die nach der Eroberung Ländereien verloren und sich nicht nur mit ihrem ausländischen Abt, sondern auch mit den Kontrollansprüchen des Bischofs von Wells herumschlagen mußten, begannen plötzlich intensiv nach historischen Geltungsträgern zu suchen, und sie veranstalteten schließlich das, was der *Spiegel* jüngst in einem Bericht über den heiligen Gral als „den größten Marketinggag des Mittelalters“ bezeichnet hat. Die Mönche von Glastonbury beförderten, wie gemeinhin bekannt ist, im 12. Jahrhundert überdimensionale Knochen ans Tageslicht, die dem legendären Königs Artus gehört haben sollen. Betrachtet man aber die für Glastonbury überlieferten Geschichtswerke in ihrer Gesamtheit, so wird rasch klar, daß diese Entdeckung der Artusknochen nur der Höhepunkt einer über Mönchsgenerationen generalstabsmäßig vorbereiteten und weiterentwickelten Selbstinszenierungsgeschichte gewesen ist – und auch noch keineswegs deren Ende.

Allerdings war es für die Mönche zunächst extrem schwierig, Glastonburys vormaliges Ansehen als besonders alter und heiliger Ort erneut zu beweisen. Denn unglücklicherweise verfügte der Konvent nur über ein paar northumbrische und keltische Reliquien, die in Südengland nicht sonderlich viel zählten. Mit einer eindrucksvollen Gründungsgeschichte konnte das Haus ebenfalls nicht aufwarten, geschweige denn mit einem renommierten Gründungsheiligen. Zwar beteuerten die Mönche, das Grab des hl. Patrick zu besitzen, was aber problematisch war, weil die Iren diesen Heiligen ja schon als ihren Apostel vereinnahmt hatten. Außerdem versuchten die Mönche, den hl. Dunstan als Hausheiligen zu lancieren, der zur Mitte des 10. Jahrhunderts tatsächlich Abt in Glastonbury war. Als sie jedoch behaupteten, auch dessen Gebeine zu besitzen, ertneten sie sofort wütende Protest-

briefe aus Canterbury. Dort hatte der Heilige später als Erzbischof Karriere gemacht, und dort befand sich, wie jedermann wusste, auch dessen Grab. Und in ihrer Retourkutsche stellten die Konkurrenten aus Canterbury dann auch gleich noch fest, daß Dunstan ja überhaupt der allererste Abt Glastonburys gewesen sei – eine wirklich fatale Behauptung, da sie dem Kloster eine gerade einmal zweihundertjährige Geschichte beließ und folglich nicht die Spur von Anciennität.

Kurzum, etwa ein halbes Jahrhundert nach der normannischen Eroberung mußten sich die Mönche aus Glastonbury endlich um die Inszenierung ihrer Vergangenheit kümmern und sie beauftragten Wilhelm von Malmesbury (1095-1143), den damals angesehensten Historiker Englands, die Frühzeit ihres Klosters niederzuschreiben. Dieser lieferte 1129 eine Chronik mit dem Titel „De antiquitate Glastoniensis ecclesiae“ ab. Dieses Geschichtswerk erschöpft sich aber nicht bloß im Konstruieren einer Fiktion, sondern es knüpft auf äußerst originelle Weise eine Verbindung zwischen den Anfängen des Klosters und dem zu Wilhelms Zeit noch erhaltenen Architektur- und Denkmalbestand. Eine bescheidene, auf dem Klostergelände damals noch existierende Holzkapelle sei identisch mit dem Ursprungsbau, behauptet Wilhelm. Schon in der frühesten Schenkungsurkunde von 601, die der Chronist persönlich begutachtet hatte (eine Fälschung der Mönche!), sei die Kapelle als *vetusta ecclesia* (= altherwürdige Kirche) bezeichnet worden, was ihr damals schon hohes Alter beweise. Generationen von Mönchen hätten diese einfache, aus Ruten geflochtene, ja vielleicht schon in frühchristlicher Zeit errichtete Kapelle hinfort gehegt und gepflegt, wobei im Laufe der Jahre freilich Konservierungsmaßnahmen und der Austausch des Flechtwerkes durch Bretter notwendig geworden seien, wie der Autor geschickt den zwischenzeitlichen Formenwandel der Kapelle erklärt. Wilhelm hat also ein bis dahin noch unspektakuläres Gebäude mythisiert und dem Kloster damit gewissermaßen eine Ursprungsreliquie verschafft.

Die ungebrochene Kontinuität zwischen Vergangenheit und Gegenwart versuchte Wilhelm auch über die Äbte herzustellen, deren Sukzession er nicht nur aus alten Urkunden, sondern auch aus den Denkmälern der Abtei rekonstruiert. Um deren Namen zu ermitteln, entschlüsselt er Wandmalereien in der Kirche und verwitterte Inschriften auf zwei pyramidenförmige Marmorstelen direkt neben der uralten Kapelle. Auf diese Weise gelingt es ihm, die Lücke zwischen dem 7. Jahrhundert und seiner eigenen Zeit genealogisch zu füllen und die von den Konkurrenten aus Canterbury erhobene Behauptung zurückzuweisen, daß die Abtei ja gerade einmal 200 Jahre alt sei. Allerdings waren die Mönche mit Wilhelms Geschichtsentwurf überhaupt nicht zufrieden und sie besetzten seine Chronik in der Folgezeit unentwegt nach. Sie fügten gefälschte Urkunden ein, die z.B. beweisen sollten, dass der Leichnam des heiligen Dunstan heimlich von Canterbury nach Glastonbury geschafft worden sei und sich dort und sonst nirgends befände – eine Geschichte, die zu erzählen sich Wilhelm von Malmesbury noch beharrlich gesträubt hatte. Noch einmal beträchtlich angeregt wurde dieser Erfindungsgeist der Mönche durch die damals größte Katastrophe in der mittelalterlichen Klostergeschichte: Ein Großbrand, der 1184 nicht nur die neue Klosteranlage in Schutt und Asche legte, sondern auch die heilige *vetusta ecclesia*, und – damit nicht genug – eine große *confusio reliquiarum*, ein großes Durcheinander der Reliquien verursachte.

Aber auch diese Krise haben die Mönche aus Glastonbury letztlich mit durchschlagendem Erfolg bewältigt. Durch ein äußerst geschicktes Zusammenspiel von Chronistik und Propaganda, von architektonischer Inszenierung und denkmalpflegerischer Tätigkeit – die abge-

brannte alte Kapelle wurde, um nur ja keine Erinnerungsverluste zu riskieren, im Neubau stilschlecht kopiert – schafften sie es, die Authentizität des Ortes zu wahren. Darüber hinaus erwarben sie sich sogar noch neue Geltungsgründe. Denn sie holten nun auch das nach, was Wilhelm von Malmesbury noch nicht zu leisten vermocht hatte: Dieser Chronist hatte dem Kloster zwar Alter verschafft, aber keinen renommierten Gründungs-*patron*.

Diesen fanden die Mönche schließlich in der zeitgenössischen Bestsellerliteratur in Gestalt von König Artus und sie gruben ihn, um die Sache noch auf die Spitze zu treiben, sogar leibhaftig zwischen den beiden Pyramiden gleich neben den Ruinen der alten Kapelle aus, wo seine Gebeine 1191 gemeinsam mit denen seiner Gemahlin Guinevere in großer Inszenierung – der Ort wurde vorher mit Tüchern verhangen – der Öffentlichkeit präsentiert wurden. Was die Mönche außerdem entdeckten und sofort überall herumreichten, war ein bleiernes Kreuz (siehe links), das auf der Rückseite die Inschrift trug: „*Hic iacet sepultus inclitus rex Arthurus in insula Auallonia*“ – Hier liegt begraben der berühmte König Artus auf der Insel Avalon.

Es braucht hier nicht weiter vertieft zu werden, dass es sich bei diesem Ereignis, zu dem auch eigens die damals bekanntesten Medienvertreter der Britischen Inseln geladen waren, zweifelsohne um eine großangelegte Fälschung handelte. Der Hinweis genügt, dass Bleikreuze auf Friedhöfen nicht vor dem 12. Jahrhundert auftauchen, der Beinamen „*inclitus*“ erst zu dieser Zeit in Mode kam und Avalon bis dahin noch keineswegs mit Glastonbury identisch war. Erst die Mönche stellten diesen Zusammenhang mit großer Spitzfindigkeit schrittweise her. Doch damit nicht genug, denn zur Mitte des 13. Jahrhunderts vereinnahmten sie noch eine weitere hochberühmte Identifi-

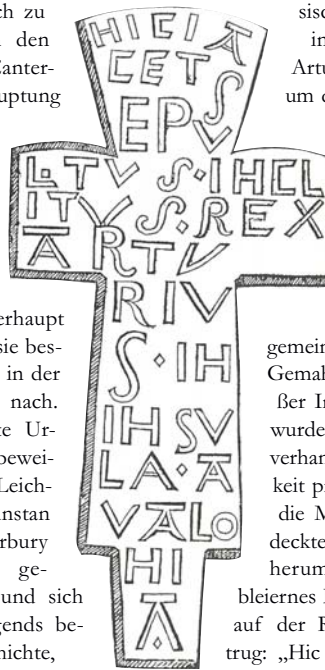
kationsfigur als Patron: Joseph von Arimathea, der im Abendmahlskelch das Blut Christi aus der Seitenwunde aufgefangen haben soll. Dieser Coup ermöglichte es den Mönchen, die Anfänge ihres Klosters abermals vorzudatieren, nun sogar auf apostolische Zeit zurück. Damit war das Kloster im Laufe nur weniger Generationen, nämlich seit der ersten Geschichtsaufzeichnung Wilhelms von Malmesbury, um sage und schreibe fast 600 Jahren gealtert! Doch nicht nur durch den Zugewinn an Alter und Jahren haben die Mönche ihre Geltungsgründe potenziert. Denn schlussendlich haben sie mit Joseph von Arimathea obendrein dessen Abendmahlskelch und damit nicht weniger als den legendären Heiligen Gral in Besitz genommen.

Glastonbury wurde damit zum erfolgreichsten Innovationslabor für Mythenproduktion in England. Nachbarklöster haben die dort entwickelten Kontinuitätskonstruktionen zwar oft kopiert, allerdings nie derart einfallsreich in Szene gesetzt.

DIE FVOG

Ziel der im Juli 2005 neu gegründeten Forschungsstelle für Vergleichende Ordensgeschichte (FVOG) ist es, das mittelalterliche Ordens- und Klosterwesen als spezifische Kristallisationspunkte des gesellschaftlichen, kirchlichen und kulturellen Lebens zu analysieren. Die wesentlichen strukturellen Grundelemente des Religiosentums werden in ihren verschiedenen Ausformungen historisch, empirisch erarbeitet und zum Vergleich gebracht. Ihre Analysen will die FVOG anschlussfähig machen für übergreifende kultursoziologische Grundlagenforschung.

Direktor der Forschungsstelle ist Prof. Dr. Gert Melville, ständiger Gastprofessor an der KU. Dr. Anne Müller, wissenschaftliche Geschäftsführerin der FVOG und Autorin dieses Beitrags, erforscht mit einer eigenen DFG-Projektstelle Geltungskonstruktionen im angelsächsischen Klosterwesen und fragt dabei grundsätzlich nach Kontinuitierungsmöglichkeiten in sozialen Systemen.





PIXELOUJELLE

Die Kunst, noch Privatleben zu haben

Auch Manager sind nur Menschen. Wie es Führungskräfte schaffen, trotz einer Vielzahl von Anforderungen und Aufgaben Abstand zum Job zu halten, untersuchte eine soziologische Studie. Ein Ergebnis: Von einem gesunden Privatleben kann auch das Unternehmen profitieren.

► Von Sandra Siebenhüter

Die Managerkrankheit ist eine Epidemie, die durch den Uhrzeiger hervorgerufen und durch den Terminkalender übertragen wird“, soll der Schriftsteller John Steinbeck einmal über den Alltag in Führungsetagen gesagt haben. Der Großteil der Manager in der mittleren und oberen Führungsebene sind zumeist selbst oft Getriebene der eigenen Managementlogik und werden eingeholt von „kontinuierlichen Verbesserungsprozessen“, „flachen Hierarchien“, „Outsourcing-Strategien“, der Idee des „Unternehmers im Unternehmen“, und dies alles kombiniert mit einer stetigen Lei-

stungsverdichtung. Noch ungemütlicher und übermächtiger wird der Alltag der Manager durch übervolle Terminkalender, organisatorisches Chaos durch immer wiederkehrende, von der Führungsspitze als notwendig verkaufte Umstrukturierungen, energieverbrauchende Meetings und langweilige Präsentationen. Hinzu kommen die Erwartungen seitens des Unternehmens in Form von uneingeschränkter Verfügbarkeit sowie politische Intrigen zwischen Kollegen und Vorgesetzten, die nicht selten untereinander zu Konkurrenten um den nächsten Karriereschritt werden. Die Bedürfnisse der oft jungen Familie zu Hause sind dabei noch gar nicht eingerechnet. Wie belastend

das für die Manager oft ist, davon zeugt das Überangebot an Ratgeberliteratur für Manager.

Genau an diesem Punkt setzte die Fragestellung der Dissertation an, die von der Maximilian-Bickhoff-Universitätsstiftung gefördert wurde: Woraus generieren Führungskräfte ihren ganz persönlichen Wertehorizont, ihr ganz persönliches Weltbild, um einen Abstand zur Berufsrolle aufzubauen? Wie gelingt es, in diesem sehr leistungsorientierten und oft übermächtigen System „Wirtschaft“ Karriere zu machen, ohne aber dabei die Distanz zu dort geltenden Wertmaßstäben und Erfolgsvoraussetzungen zu verlieren? Vereinfacht könnte man auch fragen: Wie gelingt es Managern, einen Abstand zu ihrer Arbeit zu halten, damit sie es auch im Kopf noch schaffen, Privatmann (-frau) zu sein?

Hier muss man anfügen, dass dies nur wenigen Menschen gelingt, denn die Unternehmen üben durch die Vorgabe von

oft unklar definierten Zielen einen ausgesprochen starken Druck auf die Manager aus. Außerdem weiß heute jede Firmenleitung, dass kein Druckmittel so effizient wirkt, wie das der Selbstausbeutung bei einem hohen Grad an Autonomie. Dies alles führt dazu, dass ein Abschalten immer mehr zu einer Kunst, ja zur echten Schwerstarbeit wird. Die

In Anlehnung an unterschiedlichste soziologische Theorien, wie z.B. der Bühnentheorie von Goffman, der Konflikt-Entscheidungs-Theorie von Dahrendorf und vor allem dem Dualitätsansatz von Anthony Giddens zeigen sich Wege aus einer pre-determinierenden Strukturbestimmung: Denn im gleichen Maße, wie die Anforderungen und Rol-

privaten Umfeld und Rituale, die klare Strukturen in den Tag bringen, spielen eine nicht unwesentliche Rolle. Diese könnte kaltes Duschen sein an einem Arbeitstag, aber nicht im Urlaub oder am Wochenende; Ablegen von Krawatte und Anzug sofort nach Arbeitsende; den Tag zu gliedern, indem man „seine ruhige Stunde“ im Büro pflegt oder mittags nach Hause fährt; mehrmals am Tag mit der Frau telefonieren oder stets zur gleichen Uhrzeit informelle Meetings mit Mitarbeitern abzuhalten.



PHOTOCASE

Zunahme von Herz- und Kreislaufkrankungen sowie die steigende Zahl des Burn-Out-Syndroms in den Managementtagen sprechen dahingehend eine deutliche Sprache.

Für die Studie wurden Manager (-innen) des mittleren und obersten Managements aus den Branchen Automobil- und Flugzeugindustrie, Banken und Dienstleistungen, aber auch Head Hunter, Unternehmensberater und Personalreferenten großer Industriefirmen ausführlich befragt. Dabei wurde deutlich, dass Manager heute immer mehr selbst zu einer Art Ware degradiert werden. Zum einen formen die Unternehmen ihre jungen Nachwuchsführungskräfte mit Hilfe unterschiedlichster Programme zu „passenden Führungskräften“, zum anderen liefert der Markt der Personalberater „die/den passende/n Frau/Mann zum jeweiligen Problem“, indem dort je nach Konjunktur und Branche in den angelegten Profilen gestöbert und vermittelt werden kann.

lenerwartungen an eine Führungskraft immer undefinierter und unübersichtlicher werden, schwinden für die Manager auch die Rollennormen. Bis auf wenige Zielvorgaben werden ehemalige Muss-Bestimmungen zu Kann-Bestimmungen. Das heißt aber auch, dass sich richtiges oder zulässiges Verhalten immer mehr durch Aushandlungsprozesse zwischen den Beteiligten bestimmt.

Anhand der Ergebnisse der Studie lassen sich zwei grundlegende Strategien von Managerverhalten unterscheiden, sich eine Rollendistanz aufzubauen: So praktizieren manche Manager eine eher technisch-funktionale Sichtweise, welche sich zwar stark an der Struktur und den Erfordernissen eines Betriebes orientiert, aber dennoch hilft sich ihr gegenüber klar abzugrenzen, z.B. durch strikte selbst gesetzte Zeitstrukturen bei Arbeitsbeginn und Arbeitsende, Nicht-Erreichbarkeit im Urlaub und nach Feierabend, sehr starke Trennung zwischen Berufs- und Privatwelt in Form von Nicht-Erzählen über berufliche Dinge im

Andere Manager jedoch praktizieren eine sehr emotionale, aber auch ethische Sichtweise, welche sich entweder stark auf die eigene Person und ihre Bedürfnisse konzentrieren (ungewohnte Verhaltensweisen, die man eigentlich nicht von einem Manager erwartet, z.B. im Urlaub bei der Bahnmission mitarbeiten oder als Bankenvorstand noch Kunden anwerben; Kollegen und Vorgesetzte mit neuen, sehr unkonventionellen Ideen konfrontieren) oder aber die Fürsorge für die Mitarbeiter in den Mittelpunkt stellt. Dazu gehört beispielsweise der Grundsatz, keine Meetings oder Termine nach 18 Uhr anzusetzen, weil man weiß, dass die meisten Mitarbeiter junge Familien zu Hause haben oder auch die klare Anweisung zu geben, dass jeder Mitarbeiter seinen Urlaub zu nehmen hat. Es fanden sich auch Manager, die Empfehlungen an ihre Mitarbeiter aussprechen, welche eindeutig gegen die Firmenvorgaben stehen, wie z.B. die Losung, man solle ins Ausland gehen. Die Intention, auch leitenden Angestellten mal einen Zwangsurlaub zu verpassen, damit sie sich endlich wieder Zeit für ihre Familie nehmen, ist für den befragten Manager klar: „Lieber kostet er die Firma mal ein paar tausend Euros weil er ein paar Tage nicht da ist, als dass er dann eineinhalb Jahre nicht zu gebrauchen ist, weil sein Ehe auseinander geht.“

Manager, denen es gelingt noch eine Distanz zu ihrer Arbeit aufzubauen werden unterschiedliche Perspektiven immer auch kombinieren. Jedoch zeigt sich, dass Menschen, welche ihre Position nicht nur durch Leistungswillen, Ehrgeiz und starkes Erfolgsstreben

erreicht haben, sondern durch eine Mischung von professioneller solider Aufgabenerfüllung über einen langen Zeitraum hinweg und der Gunst von Förderern, aber auch berufliche (und private) Rückschläge verkraften mussten, eine weitaus stärker reflektierte und distanzierte Sichtweise auf die Arbeitswelt, ihre Berufsrolle und die damit verbundenen ambivalenten Erwartungen haben. Ihre Wahrnehmungsschranken und ihr Repertoire im Umgang mit unterschiedlichen Rollenerwartungen und Rollenkonflikten sind viel breiter gesteckt als bei jenen, welche einem hohen persönlichen Druck ausgesetzt sind (vom Elternhaus, dem Partner oder von sich selbst) und von einem starken Karrierewillen getrieben werden. Ihnen eröffnen die unterschiedlichen Selbstbilder auch in beruflicher Hinsicht mehr Handlungsoptionen als jenen, welche nur auf den beruflichen Erfolg hin konzentriert sind.

Daher ist es nicht überraschend, dass die in der Typologie entworfenen Sichtweisen auch stark in der Herkunft, der Intention der eigenen Handlungen und dem Selbstbild der befragten Personen verankert sind. Menschen, welche sich bereits in sehr jungen Jahren auf einen Karriereweg festgelegt oder sich früh hohe Ziele gesteckt haben und daher nicht die Zeit hatten, gelassen den Eintritt des Erfolges abzuwarten, laufen Gefahr enttäuscht zu werden und infolgedessen zu resignieren.

Art und Weg der Qualifikation haben Einfluss auf die Wahrnehmung der Berufsrolle.

Bei Menschen, die das starke Bedürfnis haben, eine erreichte Position deutlich und für ihr soziales Umfeld erkennbar herauszustellen, liegt die Vermutung einer in der Vergangenheit überaus entbehrungsreichen und anstrengenden Berufslaufbahn nahe. Ebenso war erkennbar, dass die Art (technisch, kaufmännisch oder geisteswissenschaftlich) und der Weg der Qualifikation (erster oder zweiter Bildungsweg, Ausbildung oder Studium, unter großen Mühen hart erarbeitet

oder mit Leichtigkeit erreicht), aber auch die Beziehung zur Qualifikation (übt man den Beruf gerne aus oder ist er bloßes Mittel zum Zweck) einen nicht unwesentlichen Einfluss auf die Sicht der eigenen Berufsrolle hat.

Dass eine Distanz neben dem damit geschaffenen lebensnotwendigen privaten Rückzugs- und Freiraum auch noch andere Vorteile mit sich bringt, findet sich darin bestätigt, dass auch oder gerade heute ein blindes Verfolgen von Aufstiegspfaden die Karriere nicht unbedingt begünstigt und dass oft gerade erfolgreiche und geschätzte Vorgesetzte ihren Mitarbeitern von normierten Karrierepfaden abraten. Denn jede Situation, in der sich eine Führungskraft heute befindet, ist einmalig. Ein Repertoire von klaren Handlungsanweisungen oder Erfolgsrezepten für Karriere förderndes Verhalten kann es somit nicht geben.

Auch das beste Zeitmanagement verfehlt sein Ziel, wenn sich die Umgebung nicht ändert.

Doch auch noch andere überraschende Ergebnisse bringt die Studie an Licht: So besitzen heute Empfehlungen renommierter Unternehmensberatungen offensichtlich für die Firmen selbst oft mehr Prestigewert, als dass diese dann auch tatsächlich in den Unternehmensalltag umgesetzt werden. Man holt sich zwar bedeutende Unternehmensberatungen in die Firma, aber die Ratschläge landen bisweilen in der Schublade. Denn oft gilt nach außen bereits die Anwesenheit der Beratungsfirmen als Zeichen für die Aktionäre, dass man ja „was macht“ und somit Neuem aufgeschlossen ist. Ebenso wird erkennbar, dass die in der Flut an Ratgeberliteratur für Manager beschriebenen Pfade des Zeitmanagements oder des Work-Life-Balance eher dem Erfolg der Autoren zuträglich sind, als dem Leser. Denn zum einen haben die Manager kaum Zeit, diese Bücher überhaupt zu lesen und zum anderen zeigen Studien, dass die Umsetzbarkeit der empfohlenen Ratschläge oft nicht möglich ist, da

sich Manager in einer sehr individuellen Umwelt bewegen: Der Alltag eines Managers ist vorwiegend geprägt von unvorhersehbaren Geschehnissen und vielen einzelnen und kurzen Episoden, auf die es schnell zu reagieren gilt. Daneben verbringt er den größten Teil seiner Arbeitszeit mit verbaler Kommunikation mit Mitarbeitern, Vorgesetzten, Kollegen und Externen.

Des weiteren wechseln Manager sehr unregelmäßig den Ort, sie haben eigentlich keinen festen Arbeitsplatz. Denn auch wenn sie bisweilen in ihrem eigenen Büro zu finden sind, verbringen sie aber auch viel Zeit in den Büros der Kollegen, Vorgesetzten und Mitarbeiter oder auch bei Externen wie Kunden und Lieferanten. Zusammenfassend gilt, dass der Arbeitstag eines Managers voll ist von unvorhergesehenen und ungeplanten Kontakte und Ereignisse. Ehrlicherweise kann man daher den Autoren zustimmen, die zum Schluss kommen, dass Manager mehr intuitiv auf Ereignisse reagieren und nur wenig Zeit mit Planung und kritischer Reflexion verbringen. Ebenso bewahrheitet sich, dass das beste Zeitmanagement nur wenig nützt, wenn die Umwelt des Managers die alte bleibt und nicht in ein Zeitmanagement mit einbezogen wird.

Letztlich gilt vielleicht daher gerade im Management und hinsichtlich der „Kunst noch ein Privatleben zu haben“ die Bemerkung von Jean Paul über einen Nüchternen Menschen noch mehr als auf der Ebene der tarifvertraglich geregelten Arbeitswelt: „Wer nicht den Mut hat, auf seine eigene Art nüchtern zu sein, hat ihn schwerlich, auf seine eigene Art klug zu sein.“

LITERATUR

Sandra Siebenhüter: *Privatleben nicht vorgesehen. Die Kunst noch Mensch zu bleiben – Abgrenzungsstrategien bei Führungskräften. Wiesbaden 2005 (Deutscher Universitätsverlag).*

Europäische Schulprojekte als Impuls

Mit dem Comenius-Programm der Europäischen Kommission sollen durch internationale Schulpartnerschaften die Unterrichtsqualität, Spracherwerb und Mobilität gefördert werden. Eine Studie untersuchte die konkreten Impulse solcher Projekte für den Schulalltag.

► Von Stefanie Fröhlich u. Gertrud Häußler

An deutschen Schulen zeigen die Vereinbarungen der Europäischen Union zur Bildung in Europa in zunehmendem Maße Wirkung: Bereits 2003/2004 entschlossen sich immerhin 1238 deutsche Schulen, an einem dafür eingerichteten Comenius-Förderprogramm teilzunehmen. Ein großer Anteil dieser Schulen (990) interessierte sich in allen Bundesländern besonders für die Durchführung von Schulprojekten im Rahmen einer langfristig angelegten Schulpartnerschaft. So nahmen im Schuljahr 2003/2004 auch in Bayern 158 Schulen aus allen Schularten die Projektarbeit mit Schulen im Ausland auf, darunter auch mindestens 27 Grundschulen, die 2005 die ersten Projektberichte zu ihrer Arbeit vorgelegt haben. Neben der Förderung der europäischen Dimension von Schulbildung und einer damit verbundenen Stärkung des Fremdsprachenunterrichts sowie des interkulturellen Bewusstseins in der

Schüler- und Lehrerschaft verfolgen diese Comenius-Schulprojekte ein weiteres spezielles Ziel: die Verbesserung der Qualität von Schule und Unterricht durch transnationale Zusammenarbeit. Dies soll beispielsweise durch einen Austausch von Lehr- und Lerntechniken oder den Transfer von Problemlösestrategien im Bereich der Unterrichts- und Schulorganisation erreicht werden.

Doch können internationale Schulprojekte tatsächlich derartige Wirkungen hervorrufen und wie muss man sich überhaupt solche Schulprojekte vorstellen? Was kennzeichnet transnationale Schulprojekte an bayerischen Schulen?

In einem Seminar des Lehrstuhls für Schulpädagogik zum interkulturellen Lernen bildeten solche Fragestellungen den Anlass zur näheren Untersuchung solcher Schulprojekte. Es sollte aufgeklärt werden, wie bayerische Schulen transnationale Projektarbeit organisieren und welche Elemente bei aller Verschiedenheit der einzelnen Projekte

für diese Form internationaler schulischer Zusammenarbeit charakteristisch sind. Dazu wurde der Kontakt mit einzelnen an der Comenius-Förderung beteiligten bayerischen Schulen hergestellt, um einen ersten Einblick in den Aufbau, die Inhalte und die Organisation solcher Schulprojekte zu gewinnen. Anschließend erarbeiteten die Studierenden auf der Grundlage von schuleigenen Publikationen und Homepageseiten qualitative Inhaltsanalysen mit dem Ziel, Elemente zu identifizieren, die sich bei solchen Projekten über alle Schularten hinweg finden lassen. Als solche allgemeinen Charakteristika wurden im Seminar mehrere Elemente transnationaler Schulprojekte ermittelt:

► Die Schulen arbeiten mit mindestens zwei, häufig aber mit drei oder vier Schulen aus anderen Ländern über einen Zeitraum von ein bis drei Jahren an einem gemeinsamen Thema.

► Der Informationsaustausch mit den Partnerschulen erfolgt über herkömmliche Kommunikationswege, vor allem aber per Internet. Die Kontinuität der Zusammenarbeit wird insbesondere über Lehrkräfte und Schüler gesichert, die ihre Partnerschulen als „Projektbotschafter“ besuchen. Dabei stellen sich die Partnerschulen ihre Arbeit am gemeinsamen Projektthema vor und geben sich Impulse zur Weiterentwicklung der Projektidee.

► Die bayerischen Schulen bearbeiten Projektthemen, die sich u.a. dadurch auszeichnen, dass sie eine Reihe von Lerninhalten aus dem Bereich der fächerübergreifenden Erziehungs- und Bildungsaufgaben der jeweiligen Schulart sowie Einzelthemen aus den Fachlehrplänen integrieren.

► Die Projektarbeit findet weitgehend im Rahmen des regulären Unterrichts statt und umfasst im Allgemeinen mehrere Klassen und Fächer. Teilweise werden im Kontext der Projektarbeit zusätzliche Lehrangebote insbesondere im Bereich des Fremdsprachenunterrichts eingerichtet.

► Die meisten Schulprojekte sehen Programmpunkte vor, die den Ein-

Einblick in das Schulsystem Madeiras erhielten Lehrer der Volksschule Lichtenau bei einem Besuch einer Partnerschule in Funchal. Auf Madeira wird Nachmittagsunterricht angeboten, ihr Mittagessen erhalten die Kinder in der Schulkantine.



HARTL

bezug der gesamten Schule in die Projektarbeit beabsichtigen.

Zu diesen internationalen Schulprojekten wurden am Lehrstuhl verschiedene weitere Untersuchungen im Rahmen von Seminar- und Zulassungsarbeiten durchgeführt. Eine Studie von Stephanie Fröhlich ging der Frage nach, welchen Beitrag solche Schulprojekte für die Erfüllung der Funktionen von Schule und für die Schulentwicklung leisten. Die Studie basiert auf den 2005 zugänglich gemachten 27 Projektberichten der vom Comenius-Programm geförderten bayerischen Grundschulen. Über eine qualitative Inhaltsanalyse mit anschließender Quantifizierung werden in dieser Studie zum einen Formen und Mittel der Projektarbeit auf schultheoretischem Hintergrund analysiert. Zum anderen werden die Beurteilungen der Lehrkräfte dargestellt. Diese konzentrieren sich auf die Kompetenzzunahme der Schüler, die Förderung der beruflichen Entwicklung von Lehrkräften sowie auf die Impulse zur Schulentwicklung. Hier sollen besonders interessante Ergebnisse auszuweise dargestellt werden.

Neue Informations- und Kommunikationstechnologien kamen vermehrt zum Einsatz.

Im Bereich der Qualifikationsaufgaben der Grundschule führten die Schulprojekte zu einer Intensivierung des Einsatzes von neuen Kommunikations- und Informationstechnologien. Diese wurden von den 27 Grundschulen vor allem für die Kommunikation mit ihren Partnerschulen (E-Mail-Kontakt, Videokonferenzen, Internetforen) und für die Darstellung der Projektergebnisse genutzt (Homepages, Informationsmaterial auf CD-Rom, Powerpoint-Präsentationen). Bei der Vermittlung solcher Fähigkeiten konzentrierten sich 19 der Grundschulen hauptsächlich auf einfache Text- und Bildbearbeitungsprogramme. Die meisten Grundschulen berichteten über eine Zunahme des Einsatzes neuer Kommunikations- und Informationstechnologien im Unterricht während des Projektzeitraums. Entsprechend hoch war

auch der Anteil der Schulen (20), die zu der Einschätzung gelangten, dass ihre Schüler die Kompetenzen im Umgang mit neuen Technologien verbessern konnten.

Weniger deutlich wird der Zuwachs an Fremdsprachenkompetenzen der Schüler durch die Projektarbeit. Als verwendete Kommunikationssprache dominierten in den Grundschulprojekten Deutsch und Englisch. Nur vier der 27 Grundschulen boten jedoch im Rahmen ihrer Projektarbeit Sprachkurse in Englisch oder in den Sprachen der Partnerländer an. So gelangten nur 15 von 27 der Schulen zu dem Urteil, dass ihre Schüler durch die Projektarbeit ihre Fremdsprachenkenntnisse verbessern konnten.

Der Beitrag transnationaler Schulprojekte zur Verbesserung interkultureller Kompetenzen wird demgegenüber von den meisten Grundschulen hoch eingeschätzt. So gaben alle Grundschulen an, den Schülern im Projektzeitraum durch entsprechende Lehr- und Lernangebote mehr Wissen über ihre Partnerländer vermittelt zu haben als dies unabhängig von solchen Projekten der Fall ist. In diese Angebote integrierten sogar 11 der Grundschulen Lernmaterialien von ihren Partnerschulen. Insgesamt sind alle befragten Grundschulen der Ansicht, dass die Projektarbeit das Bewusstsein und Interesse der Schüler für andere Kulturen erweitern konnte. Allerdings hatten nur 13 Schulen den Eindruck, mit ihrem Projekt einen Beitrag zum Kampf gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit geleistet zu haben.

Die Arbeit an den Schulprojekten wirkt sich nach Einschätzung der Grundschulen auf zahlreiche Aspekte positiv aus, die für die Personalisation und Sozialisation von Schülern bedeutsam sind. Fast alle Grundschulen beobachteten bei ihren Schülern im Verlauf der Projektarbeit eine Zunahme an Toleranz gegenüber anderen. 85 Prozent der Schulen (23) sehen in ihrem Schulprojekt eine Maßnahme, die zur Steigerung der Eigeninitiative und Selbständigkeit ihre Schüler beitragen konnte. Ebenso hoch ist auch der Anteil an Grundschulen, die eine Verbesserung der Teamfä-

higkeit ihrer Schüler registrierten. In einer gewissen Spannung dazu steht die vergleichsweise geringe Anzahl an Grundschulen (44,4%, 12), die im Rahmen der Projektarbeit Fördermaßnahmen für ausländische, sozial benachteiligte oder leistungsschwache Kinder durchführten. Eine besondere Wirkung erzielten die Schulprojekte, indem sie für die Schulen zum Anlass wurden, ihr Schulprofil erneut zu reflektieren. Eine Neuakzentuierung des Schulprofils erfolgte über die Projektarbeit bei 23 Grundschulen. Darüber hinaus gaben fast ebenso viele an, dass die Maßnahme an der Schule zu einem Ausbau des fächerübergreifenden Unterrichts beitragen konnte. Innovative Impulse für die Unterrichtsgestaltung bezogen 66,7 Prozent der Grundschulen (18) von ihren Partnerschulen. Nur vier Schulen konnten allerdings aus der Kooperation innovative Impulse für organisatorische Fragen im Bereich der Schulverwaltung beziehen.

Lehrkräfte sehen für sich einen Zuwachs an Fachwissen und Lehrerfahrung.

Erstaunlich hoch ist auch die Anzahl der Schulen, die der transnationalen Projektarbeit eine Bedeutung für die Förderung der beruflichen Entwicklung ihrer Lehrkräfte beimessen: 92,6 Prozent der Lehrkräfte (25 Schulen) konstatierten im Rückblick auf die Projektarbeit einen Zuwachs an Fachwissen, an Wissen über die Partnerländer und an Lehrerfahrung, 66,7 Prozent (18) eine Verbesserung ihrer Fremdsprachenkenntnisse und 63 Prozent (17) eine Erweiterung ihrer Methodenkompetenz.

Mit solchen Ergebnissen aus ersten explorativen Studien zu transnationalen Schulprojekten ist sicher noch nicht viel darüber gesagt, inwiefern derartige Schulprojekte eine effektivere Wirkung ausüben als herkömmliche Lehr- und Lernmethoden. In jedem Fall weisen diese Vorstudien darauf hin, dass neue Lehr-Lernmethoden immer auch für Fragen der Schulentwicklung und die berufliche Weiterqualifizierung von Lehrkräften bedeutsam sind.

Prof. Dr. Bernd Cyffka



Dass Professor Bernd Cyffka dienstlich nicht nur am Schreibtisch, sondern auch in der freien Natur anzutreffen ist, bringen die Themen mit sich, die ihn in Forschung und Lehre beschäftigen. Für seine Habilitation an der Universität Göttingen untersuchte er beispielsweise die „Möglichkeiten der dauerhaft-umweltgerechten Entwicklung einer stark belasteten Landschaft in Russisch-Lapland“. „Ich habe immer versucht, die gewonnenen Erkenntnisse auch praktisch nutzbar zu machen“, sagt Cyffka. Als Inhaber der

Stiftungsprofessur für Angewandte Physische Geographie ist er seit vergangenen Oktober gleichzeitig Leiter des neu gegründeten Aueninstituts in Neuburg an der Donau. Diese Konstellation bietet Gelegenheit zur Verknüpfung von Forschung, Lehre und Praxis: Mit wissenschaftlicher Begleitung der KU und des Aueninstituts soll eines der größten Auwaldgebiete Europas zwischen Neuburg und Ingolstadt renaturiert werden. Nicht nur die Natur, sondern auch der Mensch soll davon durch größeren Hochwasserschutz profitieren (siehe dazu auch S. 21). „Auen lassen sich nutzen, wenn man sie richtig nutzt. Unsere Forschung soll nicht auf Bayern beschränkt bleiben. Die hier gewonnenen Erkenntnisse lassen sich auch für andere Regionen nutzbar machen, die sich ebenfalls mit der Auen-Thematik beschäftigen.“ Um Studierende schon an der Universität näher an ihren zukünftigen Beruf heranzuführen, legt Cyffka großen Wert auf Anwendungsbezogenheit in der Lehre.

Prof. Dr. Franziska Wächter



„Ich empfinde meine neue Aufgabe als Bereicherung“, sagt Prof. Dr. Franziska Wächter, die seit Januar an der Fakultät für Soziale Arbeit die Professur für Soziologie innehat. Dabei handelt es sich um eine halbe Stelle, parallel dazu ist Franziska Wächter als wissenschaftliche Referentin am Deutschen Jugendinstitut (DJI) in München tätig. Das DJI ist das größte außeruniversitäre sozialwissenschaftliche Forschungsinstitut im Bereich Kinder, Jugendliche, Frauen und Familien. Es wirkt unter anderem an den Jugend- und Familienberichten der Bundesregierung mit. „Wir befinden uns in einer Phase, in der Soziologie als Erfahrungswissenschaft gefragt ist. Mein Ziel ist es, für Studierende den Bezug von soziologischer Forschung zur Sozialen Arbeit auch über gemeinsame Projekte herzustellen. Selbst wenn auf Forschung nicht immer „Soziale Arbeit“ draufsteht, hält sie für Sozialarbeiter Erkenntnisse bereit.“ Wächter studierte an der Ludwig-Maximilians-Universität in München Sozi-

ologie, Psychologie und Betriebswirtschaftslehre. Nach einer Ausbildung am Deutschen Forschungszentrum für Direktmarketing an der LMU war sie von 1996 bis 1999 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für allgemeine Soziologie und Mikrosoziologie an der Universität Rostock. An deren Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät promovierte sie 2001. Neben ihrer Tätigkeit am DJI war sie außerdem Lehrbeauftragte an der Fachhochschule München.

Prof. Dr. Dr. Manfred Brocker



Eichstätt und die KU waren für Prof. Dr. Dr. Manfred Brocker kein völliges Neuland als er im November vergangenen Jahres den Lehrstuhl für Politische Theorie und Philosophie übernahm. Bereits im Wintersemester 04/05 war er im Rahmen der Otto von Freising-Gastprofessur an der Geschichts- und Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät tätig. Neben Philosophie sowie deutscher und romanischer Philologie studierte er auch Politikwissenschaft, Soziologie und Volkswirtschaftslehre. Ein Forschungsschwerpunkt Brockers

ist das Verhältnis von Politik und Religion, mit dem er sich insbesondere bezogen auf die USA beschäftigt. Unter anderem ist er Mitbegründer und Sprecher des seit sechs Jahren bestehenden Arbeitskreises „Politik und Religion“ der Deutschen Vereinigung für Politikwissenschaft. „Politische Philosophie beschäftigt sich mit den normativen Fragen von Gerechtigkeit, Chancengleichheit und Freiheit. Damit kann sie einen Beitrag zu aktuellen Themen, wie etwa der Diskussion um den Sozialstaat, leisten.“ Politische Theorie formuliere Forschungsfragen vor und versuche, Strukturen für eine nähere empirische Forschung zu entdecken. „Ich sehe Politikwissenschaft als praktische Wissenschaft, die gute Bürger hervorbringen soll. Mir geht es um die Vermittlung von Inhalten, um die Darstellung von Standpunkten, auf dass sich jeder sein Bild mache. Mein Wunsch ist es, dass Studierende mit einer gereiften Urteilskraft aus einer Veranstaltung gehen“, sagt Brocker.

Prof. Dr. Christian Wehr



„Am Anfang meiner Beschäftigung mit der Romanistik stand die französische Literatur“, sagt Prof. Dr. Christian Wehr, der seit vergangem November Inhaber des Lehrstuhls für Romanische Literaturwissenschaft II ist. Sein Forschungsinteresse beschränkt sich jedoch nicht auf Frankreich, einen seiner Schwerpunkte bildet die Literatur Lateinamerikas. Sein Studium der Romanistik, Anglistik, Musikwissenschaft und Volkswirtschaftslehre absolvierte er in Deutschland, Frankreich und Guatemala. Südamerika beschäftigt ihn nicht nur in seiner Funktion als Lehrstuhlinhaber, sondern auch als Direktor des Zentralinstituts für Lateinamerika-Studien (ZILAS) an der KU. Entsprechend dem interdisziplinären Charakter des Instituts möchte Wehr in der Forschung zu Lateinamerika Schwerpunkte im 18. und 19. Jahrhundert setzen. „In dieser Zeit milderte sich die koloniale Abhängigkeit ab, übergreifende Verkehrswege entstanden und neue Kommunikationsmittel kamen zum Einsatz.

Daraus ergaben sich vielfältige Konsequenzen, die wichtig waren für die Herausbildung eines Nationalbewusstseins auf dem Weg in die Unabhängigkeit.“ In der Literatur Lateinamerikas habe sich in dieser Zeit die Form des Romans herausgebildet. Der konkrete Umgang mit Texten bildet für den Literaturwissenschaftler Wehr eine „unverzichtbare Basis“. Trotz einer Tendenz, Texte nur noch als Beleg für theoretische Konzepte zu verwenden, dürfe das „close reading“ nicht verloren gehen.

+++ PERSONEN ++ GREMIEN ++ PREISE ++ PERSONEN +++

Prof. Dr. Christian Beck, Professor für Soziale Arbeit (soziale Administration), ist von der Philosophischen Fakultät der Jesuiten in Zagreb/Kroatien zum Gastprofessor für Sozialethik und Sozialphilosophie ernannt worden. Gleichzeitig wurde er beehren, Mitherausgeber der in Zagreb erscheinenden Zeitschrift „Disputatio Philosophica zu werden“. Beck wird nach bisher zwei Lehraufenthalten in einem Weiterbildungsmasterstudiengang für Führungskräfte aus Non-Profit-Organisationen in Kroatien erstmals im Dezember 2006 an der philosophischen Fakultät dozieren.

Martina Dalibor und Christian Sternbeck, BWL-Studierende der KU, gehören zu den 84 Top-Logistikstudenten, die erfolgreich an einem Wettbewerb der Fachzeitschrift „Logistik inside“ teilgenommen haben. Die insgesamt 213 Bewerber von 86 Universitäten aus dem deutschsprachigen Raum mussten Aufgaben aus dem Bereich der Logistik anhand



BILDARCHIV BAYERISCHER LANDTAG

Für besondere Verdienste um die Bayerische Verfassung ist **Prof. Dr. Bernhard Sutor** von Landtagspräsident Alois Glück mit der Bayerischen Verfassungsmedaille in Silber ausgezeichnet worden. Sie gehört zu den Auszeichnungen, die im Freistaat am seltensten verliehen werden. Glück hob bei der Verleihung den „herausragenden Einsatz und das beispielhafte Engagement“ hervor, das die Ausgezeichneten für das Gemeinwesen bewiesen hätten. Der Politikwissenschaftler Sutor war von 1978 bis zu seiner Emeritierung 1995 Lehrstuhlinhaber an der KU. Deren Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG) leitet Sutor seit Anfang vergangenen Jahres.

eines Fragebogens lösen und mindestens 80 Prozent der erreichbaren Punkte für sich verbuchen können. Vergleicht man die Ergebnisse der Studierenden nach ihrer Herkunftsuniversität, belegt die KU den zwölften Platz.

Prof. Dr. Stephan Diehl, Pro-

fessor für Informatik, hat einen Ruf an die Universität Trier angenommen.

Prof. Dr. Thomas Fischer, Lehrstuhl für Controlling und Wirtschaftsprüfung, hat einen Ruf an die Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg erhalten.

Prof. Dr. Hans-Joachim König, Lehrstuhl für Geschichte Lateinamerikas, ist seit 31.3.2006 im Ruhestand.

Prof. Dr. Peter Krafft, Lehrstuhl für Lehrstuhl für Klassische Philologie, wurde zum 31.3.2006 emeritiert.

Prof. Dr. Thomas Schwinn, Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie und Soziologische Theorie, hat einen Ruf an die Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule Aachen erhalten.

Alexandra Wentz, Geographie-Absolventin der KU, ist im Rahmen der Internationalen Tourismusbörse (ITB) in Berlin für ihre Diplomarbeit mit dem Wissenschaftspreis der Deutschen Gesellschaft für Tourismuswissenschaft (Kategorie „beste praxisorientierte Arbeit“) ausgezeichnet worden. Bereits drei weitere Absolventinnen und Absolventen des Lehrstuhls für Kulturgeographie (Prof. Dr. Hans Hopfinger) haben diesen Preis zuvor erhalten.

AUTOREN DIESER AUSGABE

Prof. Dr. Heribert Becher, Professor i.R. für Soziologie, sozialwissenschaftliche Methoden und Arbeitsweisen an der Fakultät für Soziale Arbeit

Prof. Dr. Bernd Cyffka, Stiftungsprofessur für Angewandte Physische Geographie
Stefanie Fröhlich, Lehramtsabsolventin der KU

Dr. Christiane Gaspar, Lehrbeauftragte für Musica Sacra am Lehrstuhl für Christliche Spiritualität und Homiletik
Dipl.-Ing. Hans-Peter Grabsch, Fachreferent im Zentralbereich Forschung und Voraufwicklung (Angewandte Physik) bei der Robert Bosch GmbH

Florian Haas, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Stiftungsprofessur für Angewandte Physische Geographie

Gertrud Häubler, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Schulpädagogik

Prof. Dr. Jürgen Hellbrück, Professur für Arbeits-, Umwelt- und Gesundheitspsychologie

Dr. Beate Klepper, Lehrkraft für Praxisbetreuung und Supervision an der Fakultät für Religionspädagogik/Kirchliche Bildungsarbeit

Prof. Dr. Erwin Möde, Lehrstuhl für Christliche Spiritualität und Homiletik

Dr. Anne Müller, wissenschaftliche Geschäftsführerin der Forschungsstelle für Vergleichende Ordensgeschichte (FOVOG)

Dr. Sandra Siebenhüter, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Professur für Wirtschafts- und Sozialsoziologie

Dr. Barbara Stammel, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Stiftungsprofessur für Angewandte Physische Geographie

PD Dr. Klaus Stüwe, Privatdozent am Lehrstuhl für Vergleichende Politikwissenschaft und Systemlehre

God bless America – Politik und Religion in den USA

Europäischen Beobachtern erscheinen die USA vertraut und fremd zugleich. Seit langem sind Coca-Cola, Hamburger und MTV zu einem festen Bestandteil unserer Kultur geworden. Auf betende amerikanische Präsidenten dagegen reagieren Europäer zumeist irritiert. Spätestens seit den jüngsten politischen Ereignissen wird offensichtlich, welche herausgehobene Bedeutung der Religion in den USA zukommt.

12 Fachleute aus Deutschland und den USA beleuchten die verschiedenen Aspekte des komplexen, ja schillernden Verhältnisses von Politik und Religion in den USA. Welche Themen bewegen Juden und Katholiken, Evangelikale und schwarze Christen

in den USA? Welche Organisationen greifen ihre religiös motivierten politischen Forderungen auf und welchen Erfolg haben ihre Lobby-Aktivitäten? Ist der amerikanische Präsident in seinen außenpolitischen Entscheidungen autonom oder muss er Rücksicht nehmen auf die Wünsche seiner evangelikal-fundamentalistischen, jüdischen oder katholischen Stammwählerklientel? Auf diese und eine Vielzahl anderer politisch relevanter Fragen geben die Beiträge des vorliegenden Bandes eine Antwort.

Brocker, Manfred (Hrsg.): „God bless America“ Politik und Religion in den USA. Darmstadt 2005 (Primus-Verlag), 24,90 Euro.

EuroLinguistischer Parcours

Der EuroLinguistische Parcours möchte dazu beitragen, die sprachkulturelle Zusammengehörigkeit Europas im Bewusstsein seiner Mitglieder besser zu verankern. Europa wird dabei kulturanthropologisch (nicht politisch oder geographisch) definiert. Es ist also als jener Kulturkreis, der sich des lateinischen Alphabets bedient, der sich durch das Erbe der Antike, das Christentum und das germanische Element auszeichnet, der die Wiege der Universität und der allgemeinen Schulpflicht ist und der durch die Aufklärung geprägt ist. Der EuroLinguistische Parcours erarbeitet eine sprachenbezogene Schnittmenge der europäischen Nationen und grenzt dabei auch von anderen Kulturkreisen (wie dem nordamerikanischen, dem lateinamerikanischen, dem slawisch-orthodoxen, dem arabischen, dem hinduistischen, dem sinischen und dem japanischen) ab. Mit dem Ziel einer verständlichen Wissenschaft wendet sich das Buch nicht nur an das linguistische Fachpublikum, sondern an eine breite Öffentlichkeit

Grzega, Joachim: EuroLinguistischer Parcours. Kernwissen zur europäischen Sprachkultur. Frankfurt/Main 2006 (IKO Verlag), 19,90 Euro.

Bilanzrecht

Unternehmen und Kapitalmärkte benötigen Rechnungslegung. Es geht um Unternehmens- und Kapitalmarktrecht, Finanzierung, Investition, Besteuerung, also um Fragen der Unternehmensbewertung. Das Bilanzrecht regelt diese Kernbereiche der Unternehmens- und Wirtschaftsverfassung – zunehmend in internationaler Dimension. Das Buch erschließt dieses Feld für jeden, der sich kompetent mit der Rechnungslegung befassen will.

Die vierte Auflage dieser Publikation hat Claus Luttermann besorgt, der das Werk fortführt. Es ist vollständig überarbeitet und zeigt auch die internationalen Standards IAS/IFRS europarechtlich. Die Gesamtschau nationaler und internationaler Regeln ist für Verständnis, Praxis und Entwicklung geboten; für viele Unternehmen bleiben Handels- und Steuerrecht maßgebend. Übergreifend wirkt für alle Rechnungsleger in der Europäischen Union das Europarecht.

Großfeld, Bernhard/Luttermann, Claus: Bilanzrecht. Die Rechnungslegung in Jahresabschluss und Konzernabschluss nach Handelsrecht und Steuerrecht, Europarecht und IAS/IFRS. Berlin/Heidelberg/Landsberg/München 2005 (C.F. Müller Verlag), 4. neu bearbeitete und erweiterte Auflage, 65 Euro.

Zwischen Gewissen und Gewinn

Wer heute davon spricht, Werte für die Gesellschaft zu erbringen, muss sich erklären. Die deutschen Führungskräfte werden an diesem vexierenden Begriff gemessen und schnell abgeurteilt. Ihnen werden alle Positionen zwischen den Polen „menschenverachtende Effizienzhörigkeit“ und „Kuschelführung“ zugetraut. Auch deshalb wird es im praktischen Führungsalltag immer wieder problematisch, den Spagat zu bewältigen zwischen Gewissen und Gewinn, zwischen Mensch und Zahl, Humanität und Produktivität. Die Herausgeber dieses Bandes, Leiter und Dozenten des Masterstudienganges „Wertorientierte Personalführung und Organisationsentwicklung“, haben Experten und Führungspersönlichkeiten der verschiedensten Bereiche mit eingebunden. Die einzelnen Beiträge spannen den Bogen von empirisch erhärteten bis visionären Positionen zu einer wertorientierten Personalführung. Zu den Autoren gehören u.a. Wolfgang Thierse, Alois Glück, Christa Stewens und Anselm Bilgri.

Meier, Uto/Sill, Bernhard (Hrsg.): Zwischen Gewissen und Gewinn. Werteorientierte Personalführung und Organisationsentwicklung. Regensburg 2005 (Verlag Friedrich Pustet), 24,90 Euro.

Europäische Soziologie

In diesem Band sind vier Vorträge zusammengestellt, die der europäischen Soziologie und den Perspektiven der kritischen Soziologie gewidmet sind. Es geht um die Freiheit und die Befreiung als Herausforderung für die europäische Soziologie, um eine Bestandsaufnahme der Soziologie in Europa sowie um das Verhältnis der kritischen Gesellschaftstheorie und der empirischen Forschung und schließlich um die Perspektiven der kritischen Soziologie heute.

Spurk, Jan: Europäische Soziologie als kritische Theorie der Gesellschaft. (Otto von Freising-Vorlesungen der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, Band 27) Wiesbaden 2006 (Verlag für Sozialwissenschaften), 12,90 Euro.

Anzeige

Anzeige